Todte Schuld.

Roman

von

Hieronymus Lorm.

[= Heinrich Landesmann]

Erster Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1878.

Erstes Kapitel.

Wien war im Jahre 1838 noch eine Festung. Die kleine innere Stadt war von Wällen umschlossen, hohen Basteien, zu denen Treppen emporführten. Der breite Raum dieser Wälle war nach Außen von der Stadtmauer begrenzt, die förmliche Citadellen bildete, nach der andern Seite von Gärtchen, die sich an das dritte oder vierte Stockwerk jener Häuser lehnten, die aus der Tiefe der innern Stadt bis auf die Basteien hinaufragten. Das obere Terrain der Basteien zwischen der Mauer und den Gärtchen gestaltete sich zur elegantesten Promenade der Stadt.

Den Ring der Basteien, der um die ganze Stadt lief, umschloß als zweiter Ring der Stadtgraben, über welchen aus den finsteren, gewölbten Thoren mächtige Zugbrücken führten, an die sich als dritter, die innere Stadt umschließender Ring

die Glacieen lehnten, deren wilde Kastanien und breite Rasenplätze die Sommerfrische des Mittelstandes ausmachten. Erst jenseits dieses dritten und folglich größten der die Stadt umlaufenden Kreise thaten sich die vierunddreißig Vorstädte auf, deren jede von der speziellen Beschäftigung ihrer Bewohner und der Art der öffentlichen Anstalten, die sich in ihr befanden, sowie von der Beziehung auf die nähere oder fernere Donau ihren besondern Charakter empfing.

Einen das Gemüth bedrückenden Einfluß übte inmitten der harmlosen, lauten Fröhlichkeit dieser großen Residenz die Alservorstadt, weil sich gerade in ihr die meisten Stätten des menschlichen Elends zusammendrängten: Strafhaus, Findelhaus, Narrenhaus, Hospital. Traurigen Begegnungen, die mit diesen Nachtseiten des Lebens zusammenhingen, war man dort zu jeder Zeit ausgesetzt. Auch der Erwerb der Bevölkerung, die sich auf diesen Straßen tummelte, stand natürlich im engsten Bezug zu den Bedürfnissen der genannten Anstalten. Wer sich zufällig in diese Gegend verlief, der mochte nicht begreifen, wie man hier lachen, singen, eines Genusses sich freuen, oder gar mit Pracht und Glanz, mit dem Schmuck glücklichen Daseins ein Haus

füllen konnte, dessen Fenster auf die stets von niederdrückenden Szenen des Jammers durchzogenen Straßen gingen. Nichtsdestoweniger wurde in dieser Vorstadt weidlich gelacht und getollt und elegant gehaust und gelebt. Das Erstere besorgten die zahlreichen Studenten der Medizin, die an der mit dem allgemeinen Kranken-, sowie mit dem Gebärhaus verbundenen Klinik die Vorlesungen hörten, während die vortragenden Professoren auch meistens in der Nähe der wissenschaftlichen Wirkungsstätten ihre schöne und angenehme Häuslichkeit aufgeschlagen hatten.

Die äußersten Endpunkte der Vorstädte sind in Wien wieder mit Wällen umgeben; sie heißen die „Linien“, und wo sie durchbrochen sind, um den Ausgang zu den Friedhöfen, den Landstraßen und den umliegenden Dörfern zu gewähren, befinden sich kleine Kasernen für die „Finanzwachmannschaft“, welche dazu bestimmt ist, die dem Volke tief verhaßte Verzehrungssteuer für eingeführte Lebensmittel zu erheben. Durch eine dieser Linien schritt, vom Friedhof kommend, an einem düstern Herbstabend des Jahres 1838 ein Mann von etwa dreißig Jahren der Alservorstadt zu. Er schien eine bekannte Persönlichkeit in dieser Gegend zu sein, was

in einer großen Stadt, wo Tausende jahrelang an einander täglich vorübergehen und sich dennoch fremd bleiben, immer auf ein besonderes Schicksal oder eine besondere Beschäftigung hindeutet. Die militärisch gekleideten Oberen der Finanzwache am Linienwall salutirten flüchtig, als er vorüberging, und sahen ihm nach; viele Leute auf der Straße blickten ihn scheu von der Seite an und wendeten sich ab; Andere zogen demuthsvoll den Hut. Er erwiederte jeden Gruß freundlich, aber ohne die ihm Begegnenden in's Auge zu fassen. Gesenkten Hauptes, unverkennbare Trauer in den Zügen, schritt er dahin. Ernst und streng waren übrigens diese Züge, hart und gebieterisch ihr Ausdruck, und als er in der Alservorstadt eine Seitenstraße betrat, wo die Armuth aus allen Oeffnungen der kleinen, unansehnlichen Häuser zu glotzen schien, liefen die auf dem Pflaster spielenden Kinder wie vor einer gefürchteten Erscheinung auseinander, und Männer, die vor ihren Läden oder vor den Hausthoren standen, traten wie unwillkürlich zurück, als wollten sie nicht von ihm gesehen werden. Er hatte dafür keinen Blick, wie es schien, kein Bewußtsein. An einer Parterrewohnung blieb er stehen und trommelte an die niederen Fensterscheiben derselben.

Kaum, daß er dieß gethan hatte, wendete er sich schaudernd um, lehnte den Rücken an die Scheiben und blickte nach der Straße. Es fiel ihm jetzt erst bei, daß kein Gegengruß aus dem Innern der Wohnung zu erwarten war. Diejenige, die sonst sein Trommeln an die Scheiben mit einem Lachen oder einem Ruf beantwortet, das einzige Wesen, das er auf Erden geliebt, hatte er soeben unter die Erde gelegt. Er kam vom Begräbniß seiner schönen jungen Frau.

Man zündete soeben die dürftige Oellampe in der Nähe des Häuschens an, wo er stand. Er sah auf seine plumpe silberne Uhr und ging dann mit ungeduldigen Schritten auf und nieder. Endlich zog er ein Schlüsselchen aus der Tasche, das er, stehen bleibend, an die Lippen legte, eine ihm gewohnte mechanische Beihülfe des Nachsinnens. Er brauchte nicht lang in dieser Stellung zu verweilen, er hörte bald Schritte, die er als die eines Erwarteten erkannte.

„Dolling!“ rief er.

„Herr von Sombruch!“ scholl es zurück, indem nach wiener Art seinem bürgerlichen Namen der Adel aus bloßer Höflichkeit beigelegt wurde.

Peter Sombruch schritt voran in das Haus,

an dessen Fenster er früher geklopft hatte, schloß die Thüre der Parterrewohnung auf und zündete Licht an in einer sehr dürftig eingerichteten Stube. Nachdem auf seinen Wink Dolling sich niedergelassen hatte, öffnete Sombruch einen schmalen, hohen, fast bis an die Zimmerdecke reichenden Schrank, in welchem ein Frauenkleid von weißem Stoff niederhing. Sombruch faßte die Flügel des Schrankes, daß sie zitterten; er suchte offenbar eine Stütze, um sich aufrecht zu erhalten. Die Stütze aber entglitt ihm und er sank zu Boden. Gewaltsam raffte er sich auf, sank in einen Stuhl und rang, ein lautes Schluchzen zu unterdrücken, was ihm nicht gelingen wollte. Es waren seine ersten Thränen seit dem Todesfall.

Dolling, ein ältliches Männlein mit weingeröthetem Gesicht und gewöhnlich lustigem Augenzwinkern, war dabei merkwürdig anzusehen. Man hätte nicht unterscheiden können, ob er eine Statue des Erstaunens oder eine der Verlegenheit vorstellte. Das Erstaunen überwog jedoch zuerst in dem Grade, daß er laut ausrief: „Herr von Sombruch weint!“ Dann zog er seine runde Dose, unschlüssig, ob er dem Unglücklichen nicht zur Erfrischung eine Prise anbieten sollte, wagte es nicht, schnupfte selbst hastig

und wie in Verzweiflung und verlor sich endlich in eine komplizirte Beschäftigung mit seinem roth und blau gefärbten baumwollenen Taschentuch. Dieses schien ihm zweckdienliche Reden eingegeben zu haben, denn er sagte:

„Ja, ja, es ist ein großes Malheur! Die arme Frau! Noch so jung und dabei die schönste Frau auf dem Grund, das weiß die ganze Stadt. So ein Nervenfieber kommt halt, man weiß nicht wie —"

Sombruch erhob sich so rasch, daß Dolling schwieg. Seiner Bewegung Herr geworden, nahm Sombruch das Kleid aus dem Schrank und legte es auf den Tisch, ebenso alle Wäsche und Kleidungsstücke, die sonst darin enthalten waren. Dann brachte er aus dem Nebenzimmer angefangene und vollendete Seidenstickereien, Näharbeiten, künstliche Blumen, ein Gebetbuch mit einem silbernen Kruzifix auf dem Deckel, verschiedene Kästchen und Kartons herbei, und nachdem Alles aufgeschichtet und mit einem Blick zu übersehen war, sagte er zu Dolling:

„Meine verstorbene Frau hat den Wunsch geäußert, daß ich alle ihre Habseligkeiten so bald als möglich verkaufe und den Erlös ihrer Mutter nach Iglau schicke. Sie sind geschworener Schätzmeister, sind mir als der beste und der redlichste

unter Ihren Genossen bekannt; ich will mit den Tandlern (Trödlern) nichts zu thun haben. Sagen Sie mir vor Allem, was die Sachen wirklich werth sind. Vielleicht können wir damit gleich zu Ende kommen, denn ich habe heut Abend noch einen wichtigen Gang nach der Stadt."

Dolling ließ sich Schreibzeug und einen Bogen Papier geben, dann stand er auf, prüfte langsam und bedächtig Stück für Stück und schrieb den Namen des Gegenstandes auf, wie es bei einer Inventaraufnahme zu geschehen pflegt. In mehreren der Kästchen befanden sich getrocknete Blätter, Briefschaften und reell werthlose Angedenken, so daß Dolling, nachdem er nur einen Blick hineingeworfen, sie wieder zuklappte und Sombruch sie, als nicht zum Geschäft gehörig, beiseite stellte. Aus dem letzten der Kästchen zog der Schätzmeister zwei goldene Ringe ohne Steine, ein Kreuz und ein Medaillon von demselben Metall, mit einem kleinen Smaragd oder Rubin besetzt, Gegenstände, welche die Eigenthümerin wahrscheinlich für kostbare Schätze gehalten hatte, denn ihr Gatte war überrascht, daß sie so gering bewerthet wurden. In den Kartons waren nur die Utensilien für weibliche Arbeiten aufbewahrt, bloß in einem derselben befand sich,

statt, wie es sonst für solchen Schmuck gebräuchlich ist, in einem ledernen Etui, eine Perlenschnur. Dolling ließ sie durch die Finger gleiten wie einen Rosenkranz, wiegte sie in der Hand, nahm eine große Brille hervor, die er bisher nicht gebraucht hatte, betrachtete die Schnur wieder aufmerksam und sagte:

„Sie würden unrecht thun, Herr von Sombruch, wenn sie die Perlen zur Auktion brächten. Für alle anderen Dinge können Sie dabei mehr erzielen, als ich aufgeschrieben habe; für die Perlen bekämen Sie nicht den höchsten Preis."

Eine Spur von Lächeln glitt eine Sekunde lang über die Züge Sombruch's, dann erwiederte er:

„Der höchste Preis ist fünf Gulden Konventionsmünze."

Dolling sah befremdet auf den Sprechenden, doch da dieser für ihn überhaupt eine geheimnißvolle Person war, so wunderte sich der alte Mann nicht länger, sondern sagte nur:

„Sie haben wohl für den Schmuck schon eine andere Bestimmung und wollen ihn nicht zu den Sachen nehmen. Der höchste Preis ist viertausendfünfhundert, ja selbst viertausendachthundert Gulden Münz."

„Sehen Sie nur auf den Namen, der in die Schachtel eingepreßt ist," entgegnete Sombruch.

„Weiß wohl," sagte Dolling, „das ist der Jud' in der Kohlmessergasse, der Edelsteine und Perlen in Imitation verkauft."

„Sie irren sich also," versetzte der Andere.

„Zünden's noch ein Licht an!" rief Dolling, durch den Vorwurf verletzt, in fast befehlendem Tone. Dann nahm er die Brille ab, putzte sie mit seinem Taschentuch und setzte sie, als die zweite Kerze brannte, wieder auf.

„Ich kann nur sagen," sprach er nach nochmaliger Untersuchung, „daß ich Ihnen für diese Perlenschnur gerne morgen viertausendzweihundert Gulden in Zwanzigern auf den Tisch zähle."

Sombruch wurde von dieser Bestimmtheit des Ausspruchs, an dessen Richtigkeit er nicht mehr zweifeln konnte, heftig bewegt. Gewohnt aber, niemals zu verrathen, was in seinem Innern vorging, schwieg er nur eine Weile, dann sagte er gelassen:

„Sie mögen wohl recht haben. Ich will auch die Perlen einstweilen gar nicht verkaufen."

Er drängte nun zur Eile, indem er des Geschäftsganges erwähnte, den er noch vorhatte. Die Schätzung wurde rasch beendet und über die Ver-

werthung und Auslieferung des Nachlasses bestimmte Abrede getroffen. Dolling, wieder ganz demüthig geworden, empfahl sich mit vielen Verbeugungen; Sombruch begleitete ihn bis über die Schwelle des Eingangs hinaus, um, sobald der Schätzmeister nicht mehr sichtbar war, den Schlüssel, der von Außen steckte, abzuziehen, die Wohnung wieder zu betreten, sie von Innen zu verschließen, die Kerzen zu löschen, so daß keine etwaigen Besucher einen in der Wohnung Anwesenden vermuthen konnten und sich dann, das kleine Schlüsselchen an den Lippen, nachsinnend niederzusetzen.

Zweites Kapitel.

Imitirte Perlen, die er seiner Frau Ulrike auf ihren Wunsch um fünf Gulden gekauft hatte, waren hinter seinem Rücken, ganz heimlich, mit echten Perlen im Werthe von mehreren Tausenden vertauscht worden; der Ankauf des falschen Schmuckes hatte nur dazu dienen sollen, den Besitz des echten Schmuckes vor dem Gatten zu maskiren. Wie war sein unendlich geliebtes Weib, das er bisher für ebenso treu und tugendhaft gehalten hatte, als es unbestritten zu den größten Schönheiten unter den Frauen gezählt worden war, zu diesem Besitz gelangt? Das war die Frage, die sich mit Centnerlast auf seine Brust wälzte. Die wenigen Briefschaften, die Ulrike zurückgelassen, kannte er längst genau; darin war kein Wort, das eine mögliche Erklärung oder auch nur Hindeutung hätte durch=

schimmern lassen. Als sie mitten im heftigsten Fieber das Versprechen von ihm verlangt, im Fall sie stürbe, den Erlös ihrer Habseligkeiten sogleich der Mutter zu senden, da hatte sie plötzlich einen Schrei ausgestoßen. Er erinnerte sich jetzt dieses Schreis. Er hatte ihn durch die physischen Schmerzen, wie Stiche in der Brust, von denen ihre Krankheit begleitet gewesen, verursacht geglaubt. Er war ihr mit den vorgeschriebenen Mitteln dagegen beigesprungen, sie war bewußtlos geworden und als sie wieder zu sich gekommen, nicht mehr fähig, deutlich zu sprechen. War jener Schrei vielleicht eine plötzliche Erinnerung an die Perlen gewesen und daß die Echtheit an den Tag kommen mußte?

Er war drei Jahre mit Ulrike verheirathet gewesen. Sie hatte eine alte Dienstmagd aus der Heimat in das Haus nach Wien gebracht; die Magd war schon seit einem Jahre todt. Zu ihren Nachfolgerinnen, Dirnen aus der verdorbenen wiener Dienstbotenwelt, konnte Ulrike kein Vertrauen gehabt haben. Die letzte war wegen Diebstahls entfernt worden, als bald darauf die Krankheit der Frau eintrat, hatte Sombruch bloß Wärterinnen aus dem nahen Spital zu Hülfe genommen. Von all' diesen Personen war offenbar nichts zu erkunden.

Seine Frau schien für ihn die innigste Hingebung gewesen zu sein, die durch Dankbarkeit noch größer und natürlicher geworden war. Auch hatte sie, die erst achtzehn Jahr alt gewesen, als er sich mit ihr verbunden, überall, wo man sie kannte und in der ganzen Nachbarschaft als ein Muster der Sittsamkeit gegolten. Listige Nachstellungen, denen sie bei ihrer auffallenden Schönheit von Seite oft sehr angesehener Personen ausgesetzt gewesen, hatten stets einen ihm vollkommen bekannten Verlauf genommen, der zur Erheiterung des jungen Ehepaars gedient.

Die Thurmuhr schlug und mahnte ihn, daß er noch einen Geschäftsgang zu machen habe. „Ich muß zur Baronin Ambort," sagte er still vor sich hin, aber die Gewalt des lastenden Gedankens zog ihn wieder auf seinen Sitz zurück.

Sein Gehirn quälte sich mit der Ergründung aller vergangenen Umstände, die zu einem Aufschluß über den räthselhaften Besitz führen konnten; sein Herz schrie nach Rache, wenn er an die einzig mögliche Erklärung dachte. Die Perlen müßten der Dank für genossenes Liebesglück gewesen sein. Von wem? Wer im ganzen Kreis von Personen, die Ulrike begegneten, konnte so reich schenken?

Er sollte entdeckt werden und er sollte furchtbar büßen.

Woher aber einen Anhaltspunkt zu dieser Entdeckung nehmen? Sombruch ließ wiederholt alle Umstände an seiner Erinnerung vorüberziehen. Was war zunächst der Anlaß gewesen zum Ankauf der imitirten Perlen? Ulrike fertigte Stickereien und andere weibliche Handarbeiten für eine Gräfin Traun, die in der Singerstraße wohnte. Dieß gab einen kleinen Nebenverdienst, dem dürftig lebenden Paar sehr willkommen.

Die Gräfin besaß ein Gut in Mähren, die Mutter Ulrikens war dort vor vielen Jahren Kammerjungfer gewesen. Als Ulrike nach Wien kam, stellte sie sich mit ihrem Mann der ehemaligen Gebieterin ihrer Mutter vor und bat um das gräfliche Wohlwollen. Die alte, hocharistokratische und überaus fromme Wittwe, die keine Kinder hatte und ganz allein lebte, fragte Ulrike, ob sie eben so gut wie ihre Mutter mit der Nadel umzugehen wisse. Daraus ergab sich der fernere Verkehr.

Stets am Sonntag und in Begleitung ihres Mannes ging Ulrike nach der Stadt, um die Arbeiten abzuliefern und neue Bestellungen zu empfangen. Er wartete dann vor dem Haus in der

Singerstraße und die Abwesenheit der jungen Frau dauerte nie länger als zehn Minuten.

Es mochte etwa ein Jahr sein, da hatte Ulrike, als sie von der Gräfin Traun zu ihrem auf der Straße wartenden Mann zurückkehrte, zu diesem gesagt: „Was für Perlen habe ich bei der Gräfin gesehen! Sie legt sie heute bei einem Hoffest an. Und denk' Dir, sie sagt, daß der Schmuck berühmt ist. Die Händler imitiren ihn unter dem Namen: Collier der Gräfin Traun. Ach, was wäre ich glücklich, auch nur eine solche Nachahmung zu haben. Ich könnte mich doch manchmal ein wenig putzen."

Peter Sombruch hatte darauf als zärtlicher Gatte erwiedert: „Den Schmuck von falschen Perlen müßten wir gleich kaufen, sonst, das weiß ich, haben wir später Beide nicht mehr das Herz, das Geld dafür auszugeben. Schade, daß Sonntag ist."

Ulrike hatte darauf erwiedert, daß ihr die Gräfin gesagt hatte, ein Jude in der Kohlmessergasse mache den Schmuck am schönsten nach, „und," fügte Ulrike hinzu, „der verkauft vielleicht auch am Sonntag."

„So ist es und wir können gleich zu ihm."

„Ich will erst in der Stephanskirche die Messe hören."

„Aber beichte nicht wieder einmal! Wir müssen noch heute zum Juden Dromberger.“

Nach diesem Gespräch hatten sie verabredet, daß er sie nach Schluß der Messe an der Kirchenthür abholen werde. Von dort aus waren sie zum Händler gegangen und hatten die Schnur imitirter Perlen gekauft.

War nun die Gräfin Traun in der That im Besitz eines solchen Schmuckes gewesen? Und wenn dieß nur ein Vorwand, eine Erfindung — war der Händler in das heimliche Einverständniß gezogen worden, um einen angeblich falschen Schmuck scheinbar für fünf Gulden zu verkaufen, in Wahrheit aber den echten der Sünderin einzuhändigen?

Sombruch grübelte weiter. Wenn dieß die Form des an ihm verübten Verbrechens gewesen sein sollte, was er erst zu erforschen sich vornahm, wie dürfte er den reinen Charakter seiner Frau eines so schändlichen Betruges für fähig halten? Er ging in Gedanken sein und ihr ganzes Leben durch, um sich das Wesen seiner Frau und alle seine Beziehungen zu ihr genau zu vergegenwärtigen.

Peter Sombruch war der Sohn eines Wachtmeisters, der, nachdem er seine militärische Dienstzeit erledigt hatte, der Sicherheitsbehörde einer be=

deutenden mährischen Stadt als bewaffnetes Organ der vollziehenden Gewalt beigegeben worden war. Erst in dieser Eigenschaft hatte der Wachtmeister geheirathet. Nach zweijähriger Ehe wurde Peter geboren, verlor bald seine Mutter und, soweit seine Erinnerung zurückreichte, sah er sich als Kind unter der Leitung eines Paters, welcher einem der Stadt nahe gelegenen Kloster angehörte. Hilarius war der Name des Paters, in der Klosterschule empfing Peter Unterricht und die etwas düster gefärbten Unterhaltungen mit seinem geistlichen Freunde, der ihm väterliche Liebe und sorgsame Pflege widmete, hatten seine Jugendtage fast gänzlich ausgefüllt. Bis zu seinem zwanzigsten Jahre war Peter unter dem Einfluß dieses Mannes geblieben, aus den Mitteln desselben bestritt er dann die juridischen Studien in Wien, und er hatte sie noch nicht vollendet, als ihn Hilarius zurückberief, um ihm anzuzeigen, daß für seine Zukunft bereits gesorgt sei.

Durch die Verbindungen seines geistlichen Freundes erhielt Peter eine lohnende Stelle bei der damals noch bestandenen Patrimonialgerichtsbarkeit, mit zuverlässiger Aussicht, später in den Staatsdienst übertreten zu können.

Peter fand sich in seiner Stelle mehr und mehr

bemüßigt, seine Fähigkeiten und Kenntnisse in den Aufgaben des höhern Polizeidienstes an den Tag zu legen, vielleicht war er durch eine menschenfeindliche Auffassung des Lebens, die er aus den Unterhaltungen mit Hilarius frühzeitig in sich aufgenommen, zu dem Amt innerlich besonders geeignet. Jedenfalls erwarb er sich im schlauen Entdecken wie in der Untersuchung von Verbrechen bald Ruf und Ansehen bei den Behörden. Daß darüber jedoch die Jugendlichkeit seines Herzens, der Keim zu starken und edlen Leidenschaften nicht gänzlich verkümmerte, zeigte sich bald in einem bestimmten Falle.

Ein Raubmord war vollbracht worden. Damals befanden sich die Vizinalwege zur Verbindung von Dörfern und kleinen Städten in der Provinz noch in sehr kläglicher Beschaffenheit und Postkutschen existirten nur für die Landstraßen zwischen den hervorragendsten Ortschaften. Ein Handelsreisender kam eines Abends mit einem gemietheten Bauernfuhrwerk in ein größeres Dorf, der Bauer wollte um keinen Preis weiterfahren und da auch sonst im Dorfe für die Nacht kein Wagen mehr zu erhalten war, entschloß sich der Reisende, der Eile hatte heimzukommen, den Weg zu Fuß fortzusetzen. Am nächsten Tage fand man

ihn im Wald ermordet und seiner Baarschaft beraubt. Die Art seiner Wunden ließ auf einen besonders grausamen Thäter schließen, einen jener gänzlich verwilderten Gesellen, die an Verbrechen gewöhnt sind und nur von ihnen leben können. Alle gerichtsbekannten Strolche der ganzen Gegend wurden abgefangen, ohne daß sich bei ihnen ein Anzeichen der Thäterschaft ermitteln ließ, ja man mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß sie an diesem Mord vollständig unschuldig seien.

Da gelang es Peter Sombruch nach einiger Zeit, den Mörder in einer Person zu ermitteln, von der man eine solche That am wenigsten vorausgesehen hätte. Es war ein schwächliches Männlein aus demselben Dorfe, das der Reisende zu Fuß verlassen hatte, der Schneider und Schulmeister des Ortes, ein Mann, der Weib und Kinder hatte und von so sanfter, stiller Gemüthsart war, daß Niemand ihn eines rauhen Wortes, geschweige denn einer Gewaltthat verdächtigt hätte.

Sombruch hatte schon aus der Beschaffenheit der Wunden einen andern Schluß gezogen als die Untersuchungskommission. Statt einen entmenschten Gewohnheitsverbrecher vorauszusetzen, hielt er dafür, daß ein solcher sich keiner überflüssigen An-

strengung unterzogen hätte und nur die Selbstbetäubung eines durch das erste von ihm vergossene Blut rasend gewordenen Schwächlings zu so unnöthiger Grausamkeit geführt haben mußte. Indessen behielt er seine Schlußfolgerung noch für sich und nahm in der Gestalt eines zum Viehankauf ermächtigten Agenten in dem Dorfe Wohnung, in dem der Getödtete zuletzt lebend gesehen worden war.

Die Armuth der meisten Bewohner jenes Ortes war ohne Unterschied eine so große, daß sie keinen Einzelnen in den Verdacht bringen konnte, sie hätte ihn zu einem Verbrechen hingerissen. Sombruch machte sich im Gemeindewirthshaus heimisch, erforschte nach und nach das Quantum der Getränke, das jeder der Bewohner entweder im Wirthshaus selbst zu sich nahm oder in sein Haus holen ließ, und die Veränderungen, die sich hierin seit dem Mord ergeben hatten, leiteten ihn zuerst auf die richtige Spur, nachdem sonst in der Lebensweise der Leute nirgends eine Veränderung hervorgetreten war.

Er wußte mit dem Verdächtigen zusammen zu treffen, ohne vorerst sein Haus zu betreten. Eine halbstündige Unterredung gab schon Anhaltspunkte genug, um eine Verhaftung und den Transport nach

der Kreisstadt vornehmen zu lassen. Dem ersten Verhöre mußte Sombruch beiwohnen und aus den Mittheilungen und Aussagen des Angeschuldigten, der vorerst noch die That leugnete, trat doch dem jungen Beamten das Bild einer grenzenlos unglücklichen, von allem Jammer der Armuth erfüllten Lebenslage mit so überzeugender Wahrheit vor die Seele, daß ihn eine Unruhe erfaßte, die bei seinem Pflichteifer und seinem Abscheu vor jeder verbrecherischen Handlung zwar keine Reue sein konnte, die Entdeckung bewirkt zu haben, aber als unendliches Mitleid mit der im Dorfe zurückgebliebenen Familie des Verhafteten sich fühlbar machte.

Sombruch kehrte deßhalb in das Dorf zurück, wo ihn Niemand als Gerichtsperson oder als betheiligt an der Verhaftung des verbrecherischen Schulmeisters kannte. Weib und Kinder weinten und hungerten und gaben sich noch ganz einer unthätigen Verzweiflung hin. Sombruch war von dem Anblick der Unglücklichen tief erschüttert; nur ein kleines, aber auffallend bezeichnendes Symptom der Armuth, in der sie von jeher gelebt haben mußten, war für ihn die Beobachtung, daß den Töchtern des Schulmeisters nicht die Ohren waren durchstochen worden, entweder weil man diese kleine

Operation selbst oder auch die schlichtesten Ohrgehänge nicht hatte bezahlen können.

Sombruch, um jede belästigende Dankbarkeit von sich abzuwenden, gab sich für den Stellvertreter eines unbekannten Wohlthäters aus, als er der Frau des Verhafteten eine kleine Summe Geldes in die Hand zählte. „Das muß von der Gräfin kommen,“ rief die arme Frau, „also gedenkt sie noch ihres armen Dienstboten!“

Merkwürdig aber war es, daß jetzt aus der Kinderschaar, die dem Wohlthätigkeitsakt mit starrem Erstaunen zugesehen hatte, ein Mädchen hervortrat, das sich von der Behauptung, die Unterstützung käme aus einer fernen Quelle, nicht irre machen lassen wollte. Mit einer fast dreisten Entschiedenheit, aber mit einer seltsamen Innigkeit rief das Mädchen: „Sie selbst sind der Gutthäter, ich weiß es, Sie müssen es sein und ich will nicht, daß es ein Anderer sei.“

Sombruch sah sprachlos auf das Geschöpf, das etwa fünfzehn Jahre zählen mochte und seine Lumpen mit einem Anstand und einem Liebreiz trug, als ob sie eben die passendsten Gewänder dafür wären.

„Wer ist das?“ fragte Sombruch die Frau,

als könnte er sich die Anwesenheit einer solchen Erscheinung hier gar nicht erklären.

„Meine Tochter Ulrike," erwiederte die Frau.

Der Fall ist nicht selten, daß eine That der Kühnheit, des Edelmuthes, Bewunderung und Liebe herausfordernd, ein großes Opfer, eine Lebensrettung, zwei Menschen für immer verbindet. Nicht so häufig kommt es vor, daß ein Charakterzug, der nur unscheinbar sich ankündigt und von den Meisten unbemerkt bleibt, Demjenigen aber, den er zunächst betrifft, wie ein Blitz rasch und plötzlich eine wunderbare Tiefe des Gemüthes enthüllt, mit gleicher Macht und auf gleiche Dauer hinaus wirksam wäre. Daß dieses unwissende Kind instinktiv das Herz des Mannes erkannte, der sich zu der Handlung des Erbarmens angetrieben fühlte, mußte aus einer noch unbewußten ursprünglichen Sympathie entspringen und übte auf den jungen Mann, den der Ernst seines Amtes und die düstere, von Pater Hilarius empfangene Lebensanschauung frühzeitig vereinsamt hatten, einen gewaltigen Eindruck. Zunächst war Sombruch geneigt, sich demselben, als einer ihm selbst noch unverständlichen Bewegung seines Innern, zu entziehen, allein er konnte auch nicht widerstehen, bald wieder in das Dorf zurück-

zukehren und, als der ungewöhnliche Eindruck, den er von Ulrike empfangen, in mannigfachen Aeußerungen ihres Seelenlebens und vor Allem durch den Zauber ihrer Erscheinung sich wiederholte, der hülflosen Familie durchgreifend beizustehen.

Niemand im Dorfe konnte ahnen, daß Sombruch eine Gerichtsperson war, noch weniger waren Weib und Kinder des Verhafteten in der Lage, zu erfahren, daß der Mann, der ihnen allein Unterstützung bot, wo sie sonst überall nur Spott oder grollende Verachtung fanden, die Gefangennahme des Familienvaters bewirkt hatte. Der Grund der Einkerkerung war bei dem damaligen heimlichen Gerichtsverfahren noch nicht bekannt geworden, es genügte jedoch in jener Zeit, in der man noch demüthig an die Unfehlbarkeit der Behörden glaubte, daß ein Mensch mit den Gerichten zu schaffen bekam, um in der Meinung seines Kreises verloren zu sein. „Unser Schneider und Schulmeister eingesperrt!“ hieß es, „wer hätte das gedacht, pfui!“

Sombruch war nun darauf bedacht, daß der Moment, in welchem die Art des Verbrechens nicht mehr geheim zu halten, die Familie annähernd versorgt und in Sicherheit vor den Rohheiten der Menge fände.

Er veranlaßte die Frau, nach Iglau zu ziehen und verschaffte ihr einen mäßigen Erwerb, Ulrike aber brachte er zur Erziehung und Ausbildung in ein Kloster, mit dessen Vorsteherin er schon zur Zeit, als er noch Botschaften seines Pflegevaters in das Kloster getragen, bekannt geworden war. Die Mittel zu diesen Wohlthaten verschaffte er sich durch Pater Hilarius, der ein unbegrenztes Vertrauen zum Charakter und zu der Solidität seines Pflegesohnes hatte. Sombruch brauchte ihm nicht einmal Zweck und Verwendung des angesuchten Darlehens zu gestehen; die Versicherung, den Betrag binnen einer bestimmten Zeit zurückzuerstatten, genügte, daß der geistliche Herr, der nach dem Gelübde der Armuth kein Vermögen besitzen sollte, dasselbe aber wenigstens nicht in seiner Zelle verwaltete, eine Anweisung an einen Kaufmann in Olmütz gab, der die ihm wohlbekannte Schrift sogleich respektirte.

Der Mörder hatte seine That nicht lange mehr geleugnet, sondern sein furchtbar belastetes Gewissen durch ein offenes Geständniß erleichtert. Vor der Schenke des Dorfes war er Zeuge gewesen, wie der reisende Handelsmann seinen Entschluß ausgesprochen, den Weg trotz der Nacht zu Fuß fort-

zusetzen und war ihm nachgeschlichen, ohne sich seines Vorhabens recht bewußt zu sein. Er hatte sich wegen seiner qualvollen Dürftigkeit, durch die gescheiterte Hoffnung auf ein Erbtheil noch schwerer empfunden, lange schon mit Selbstmordgedanken getragen und deßhalb ein scharfes Messer mit sich geführt. Das Bewußtsein, das eigene Leben wegwerfen zu wollen, gab ihm die Kraft zur That, die geraubte Baarschaft hatte er bis auf wenige Gulden, die er vertrunken, im Walde vergraben, in der Absicht, vorerst aus Furcht vor Entdeckung an der gewohnten Lebensweise nichts zu ändern, erst nach Jahren, wenn Gras gewachsen über die Geschichte, ein neues Leben zu beginnen.

Der Mörder wurde zum Tode verurtheilt. Der Umstand jedoch, daß in der Woche, die zur Hinrichtung anberaumt war, ein kaiserlicher Prinz geboren wurde, hatte die Begnadigung zu lebenslänglichem Zuchthaus zur Folge. Schon nach wenigen Monaten verfiel der gebrochene Mann jener Todesstrafe, gegen welche es keine Begnadigung gibt.

Für Sombruch hatte der traurige Rechtsfall eine Erhöhung des Ansehens bei den Vorgesetzten zur Folge. Nach Wien wurde eifrig darüber berichtet und Pater Hilarius, der einflußreiche Ver-

bindungen mit dem Adel und der Beamtenwelt der Hauptstadt nur zu dem Zweck aufrecht erhielt, um seinem Pflegesohn zu nützen, war nicht müde geworden, hinter dem Rücken desselben für ihn zu wirken. Doch machten sich damals in diesem Lande, wenn es sich um die Anstellung oder Beförderung eines Staatsdieners handelte, zwei Umstände mit unbeugsamer Macht geltend, zunächst die größte Langsamkeit, die Verschleppung der Angelegenheit, sodann das Gewicht, das auf Nebenbeziehungen gelegt wurde, von denen die Protektion, ohne welche nichts zu erlangen war, ausschließlich abhing. So vergingen denn Jahre, bevor sich in der bescheidenen Stellung Sombruch's etwas veränderte, und so oft er Hilarius besuchte, um ihm nach heroischen Ersparnissen einen Theil der entliehenen Summe zurückzuerstatten, gab ihm der Pater eben so viel Hoffnung als Entmuthigung.

„Die Sache ist in gutem Gange," sagte Hilarius gewöhnlich, „aber der beste Gang ist bei uns ein Schneckenweg. Du kennst das Bild, das man dem Leibarzt des Kaisers an die Thür heftete: einen hohen Baum, in dessen Wipfel eine Schnecke saß. Darunter stand: ‚Wie bist du da hinauf gekommen? Durch Kriechen!‘ Nun, das Kriechen

kann ich Dir gottlob ersparen, aber wenn Du erst das Amt hast, wird man Manches von Dir verlangen, was nicht dazu gehört. Nur in dieser Erwartung wirst Du protegirt. Nun, Du bist ja ein lediger Mann, frei und ungebunden, und kannst Dich zu Allem hergeben, was rechtschaffen ist."

Auf Sombruch machten solche Andeutungen stets einen niederschlagenden Eindruck. Er hatte bisher dem Pater von seiner Beziehung zu Ulrike nicht das Mindeste verrathen. Schweigen und Verschweigen in allen Dingen, die nicht durchaus das Sprechen erforderten, war dem jungen Mann in Folge seines Berufes zur Gewohnheit geworden; dazu war sein Gefühl für das Mädchen ein so zartes, unsäglich tiefes, daß der sonst so eiserne Mann wußte, er würde bei einem Geständniß zittern wie ein furchtsames Kind. Wie aber, wenn die Aufgaben, die ihm in Folge einer verbesserten Lebensstellung zufallen sollten, in Widerspruch geriethen mit den Absichten seines Herzens?

Nach solchen Zusammenkünften mit Hilarius begab sich deßhalb Sombruch stets nach dem Frauenkloster, um Ulrike an das Sprechgitter rufen zu lassen. Er konnte eben der Sehnsucht nicht widerstehen, die unter der unklaren Furcht vor irgend

einer Störung des heimlichen Glückes noch lebhafter geworden war. Wie herrlich blühte die Geliebte auf! Ihre angeborenen Reize entwickelten sich nun gleichmäßig mit der anmuthigen Beweglichkeit und dem lebhaften Geiste, wodurch sie erst recht zur Geltung kamen. Auch sie kannte nicht die Natur seiner Gefühle, aber nachdem schon seine erste Erscheinung ein ihr selbst unbegreifliches Vertrauen erregt hatte, war es nur natürlich, daß, als er ihr der einzige Schutz, die ganze ihr sonst verschlossene Außenwelt geworden war, sie seine Gegenwart jedesmal als einen überraschenden Segen des Himmels empfand. Nur in Demuth, jedoch wie eine Sklavin im Angesicht eines beglückenden Herrn, sprach sie diese Empfindung aus.

Sombruch trug von solchen Begegnungen nur einen immer festern Entschluß unauflöslicher Einigung mit fort. So waren Jahre vergangen, als er eines Tages in seinem Bureau ein großes Paket amtlicher Sendungen eröffnete und darin ein Anstellungsdekret fand, das ihn auf einen neuen Posten nach Wien berief.

Das direkte Einkommen, das ihm aus dem neuen Amt erwachsen sollte, war nicht größer als der fixe Betrag, den er schon jetzt als Gehalt be=

zog, allein er wußte zu genau, welche Nebeneinkünfte bei einer begünstigenden Verwendung von Seite der Vorgesetzten mit dem Posten verbunden waren, als daß er nicht Mühe gehabt hätte, einen Jubelruf, der sich mit seiner ernsten und verschlossenen Haltung nicht vertrug, rasch zu unterdrücken. Nun konnte er beruhigt einen häuslichen Herd gründen, eine gesicherte Lebensbahn lag vor ihm. Sein erster Weg ging nach dem Frauenkloster.

Ulrike war mit Glut übergossen, als er zum ersten Male seine Absichten aussprach; nicht das mindeste Liebesgeständniß lag in seinen Worten. Einfach, als ob er ein rein praktisches Vorhaben im Sinne hätte, sagte er, daß er nun in die Lage gekommen, eine Frau zu nehmen, daß er sie dazu erwählt, sie möge ihm sagen, ob sie damit einverstanden. Ulrike brach in Thränen aus, so heftig, so leidenschaftlich, daß Sombruch bestürzt war, nicht wußte, wie er die Ursache der Bewegung deuten sollte. War sie betrübt? Fürchtete sie sich, das Nein zu sagen? Ulrike rang nach Sprache, und als sie derselben mächtig war, bat sie ihn, seine Hand fest an das Gitter zu pressen. Durch die Stäbe hindurch fühlte er einen langen, glühenden Kuß auf seiner Hand. Dann ruhten ihre Augen

auf ihm, als ob die Zimmerdecke verschwunden wäre und Strahlen vom Himmel auf ihn fielen. Weiter wurde wegen einer Zustimmung nicht gefragt und nicht geantwortet.

Sie trafen das Uebereinkommen, daß Ulrike am nächsten Tage zu ihrer Mutter nach Iglau reisen und dort auf das Erscheinen Sombruch's warten sollte, nachdem er der Oberin des Klosters den Austritt Ulrikens angezeigt haben werde. Er nahm zu diesem Zwecke sogleich von dem Mädchen Abschied. Am Morgen des nächsten Tages eilte er zu seinem Pflegevater, dem er mit dem letzten Rest der entliehenen Summe auch die beglückende Nachricht zu bringen gedachte.

„Weiß schon!“ sagte der geistliche Herr und ein Lächeln der Befriedigung, wie es Sombruch an dem stets finster blickenden Manne niemals gesehen hatte, spielte um seine Lippen; „weiß schon! Jetzt liegt die Welt vor Dir offen und ich bin neugierig, welchen Amtstitel ich Dir zu geben haben werde, wenn wir uns wiedersehen. Behalte nur Eins im Auge: Deine Carrière. Denn darauf folgt endlich ein sorgloser Ruhestand, das einzig mögliche Gute auf dieser Welt. Ich habe Dich auf den Weg gebracht, jetzt mußt Du selber laufen.

Richte Dich vor Allem nach den Wünschen Derjenigen, die Dir zu befehlen haben, auch nach solchen ihrer Wünsche, die keine Befehle sind, Du bist jung und hübsch und kannst Dir wohl denken, daß Weiber dabei im Spiele sein werden.“

Jetzt, nach solchen Worten, war für Sombruch eine Enthüllung des so lange Verschwiegenen nicht länger zu verschieben. Während Hilarius im Klostergarten auf und nieder wandelte, mußte sein Pflegesohn sich niederlassen, als ob ihn Müdigkeit ergriffen hätte. Der Pater setzte sich an seine Seite und Sombruch begann stockend die Mittheilung, daß er nicht unverheirathet sein Amt in Wien antreten wolle und bereits eine Wahl getroffen habe.

Hilarius sah ihn überrascht an und fragte nach dem Namen der Erkorenen.

„Wie!“ rief er, nachdem Sombruch Auskunft gegeben hatte, „ist das nicht die Tochter des verbrecherischen Schneiders, der — des Raubmörders — Gleichviel!“ unterbrach er sich selbst, „heirathen kannst Du jetzt nicht, du mußt ledig nach Wien kommen.“

Und als Sombruch stumm und unbeweglich blieb, fuhr Hilarius fort:

„Du weißt, mein Sohn, daß es eine Arbeit von Jahren brauchte, Dir die Stelle zu verschaffen. Es gelang, weil man Absichten mit Dir hat, deren Erreichung Dich mit Eins über viele Schwierigkeiten und Mühseligkeiten der Laufbahn hinweghebt. Dein nächster Vorgesetzter ist Hofrath Limbeer, ein Mann, der viele und große Verbindungen hat. Ich weiß, daß er Dich fördern wird, wenn er Dich frei und unabhängig trifft, ganz verfügbar für seine Zwecke; bist Du verheirathet, so läßt er Dich fallen."

Sombruch senkte das Haupt, aber er antwortete nicht.

„Und das Mädchen will Dich nehmen," fragte Hilarius nach einer Pause, „der Du den Vater in's Zuchthaus geliefert hast?"

Jetzt fuhr Sombruch heftig auf: „Sie hat keine Ahnung davon, nicht sie, nicht ihre Mutter, sie wissen nicht einmal, was meine Beschäftigung ist."

„Und Du?" sagte Hilarius weiter, „Du kannst es über Dich bringen, Dich mit einer solchen Sippschaft zu verbinden?"

Der junge Mann gab jetzt eine Schilderung der Erwählten, was er bereits für sie gethan, zu welchem Grad von Anstand und Bildung sie ge-

langt sei. Er sprach von seiner Liebe zu ihr, und da es das erste Mal in seinem Leben war, daß er überhaupt für ein Gefühl Worte suchte, das ihn selbst der Geliebten gegenüber noch nicht beredt gemacht hatte, so strömten ihm die Worte in ungebändigter Fülle zu und er schloß damit, daß er niemals von Ulrike lassen werde.

Hilarius hatte ihn ohne ein Zeichen von Ungeduld angehört, ihn durch keine Bewegung, durch keine Veränderung der Miene unterbrochen. Jetzt sagte er ruhig: „Ich glaubte Dich zu einem Mann erzogen zu haben, der mit eiserner Kraft des Charakters, nicht rechts noch links schauend, wie gegen Andere, auch gegen sich selbst ohne Rücksicht und ohne Erbarmen auf ein einziges festes Ziel losgeht. Wenn man in dieser, durch die Schlechtigkeit der Menschen jammervollen Welt leben, erträglich leben will, so kann man es nur von einer Höhe herab, sei es die geistige Höhe klösterlicher Einsamkeit, von der aus man die Menschen drunten gar nicht mehr sieht, sei es die Höhe einer Machtstellung, von der aus man die Menschen beherrscht. Der Pfad zu beiden Höhen ist die Selbstbeherrschung. Ich hatte Dir sie zugetraut, ich habe mich getäuscht.“

„Sie haben sich nicht getäuscht, mein Vater,“

entgegnete Sombruch ruhig; „mit eiserner Kraft, mit Rücksichtslosigkeit, um jeden Preis trachte ich nach diesem Weib, mein nächstes Ziel, ohne das mir kein anderes des Lebens werth erschiene."

„Wenn es so ist," sagte Hilarius und stand auf, „so läßt sich nichts mehr sagen. Geh' nach Wien. Du hast Dein Dekret, das kann Dir Niemand mehr nehmen, Deine Carrière aber ist verdorben. Ich ziehe meine Hand von Dir ab. Sieh' nun zu, wie Du mit der Welt fertig wirst."

Er wendete sich ab. Sombruch, eingedenk aller Wohlthaten, die er ihm bisher verdankt hatte, ergriff die Hand des Zürnenden und küßte sie innig. Dann verließ er den Pater. Er fühlte wohl, daß er ihm fortan nicht mehr vor Augen werde kommen dürfen. Allein auch dieses Opfer mußte gebracht werden.

In Iglau fand in größter Stille die Hochzeit statt. Eine in Schlesien an einen Bauer verheirathete Tante, eine Schwester der Mutter Ulrikens, war von der Verbindung unterrichtet worden und hatte der Braut einige Pretiosen geschickt, dieselben, die der Schatzmeister Dolling so gering bewerthet hatte. Eine alte Magd, die in stumpfer, treuer Anhänglichkeit der Familie schon aus dem Dorfe

nachgewandert war, wurde von Ulrike nach Wien mitgenommen, wo dieselbe, wie erwähnt, bald gestorben.

Sombruch fand in Wien die Vorhersagung seines Pflegevaters in vollem Maße gerechtfertigt, Hofrath Limbeer verkehrte wenig mit dem jungen Beamten, der außerordentlich stark beschäftigt wurde, aber keineswegs in Angelegenheiten, die einen Nebengewinn abwerfen konnten. Auf seinen Gehalt als Kommissär beschränkt, litt Sombruch beinahe Noth. Dennoch bewährte er einen Fleiß, eine sozusagen diplomatische Gewandtheit in den Geschäften, einen Grad von Scharfsinn und unerschütterlicher Ruhe, daß die Aufmerksamkeit aller Höhergestellten auf ihn gelenkt und seine Thätigkeit für die heikelsten Dinge in Anspruch genommen wurde.

Was nützte es? Er war nicht protegirt und seine Lebenslage verbesserte sich nicht. Verbittert in seinem Herzen, verschlossen und düster, machte er auf die Menschen, auch auf solche, die nichts von ihm zu fürchten hatten, einen erschreckenden Eindruck. Dieß rächten sie, indem sie ihm eine verbrecherische Vergangenheit andichteten, und außerdem Eigenschaften, die er niemals besaß: Grausamkeit, Heimtücke, Lust am Bösen. Er war verrufen.

Wenig kümmerte ihn dieß, so lang er in den vier Wänden seines dürftigen Hauses war. Ulrikens Zauber bestrickte ihn fortwährend wie beim ersten Anblick. Nun war sie todt. Und wie er mit diesem Bewußtsein im Finstern saß und alle die ihr gebrachten Opfer überdachte, die Entzweiung mit dem Pflegevater, die Zurücksetzung im Amte, die Feindschaft der Menschen — faßte ihn grimmige Wuth gegen seine eigene Seele, daß sie den Verdacht hegen konnte, die Geliebte hätte sich mit einer Schuld gräßlicher Treulosigkeit, unerhörter Undankbarkeit befleckt. Er fühlte, daß sie in diesem Sinne nicht todt war, daß sie als der hauptsächlichste Gegenstand seines Forschens und Trachtens in ihm fortlebte; er mußte Umstände entdecken, die sie von seinem Verdacht reinigen konnten.

Wenn aber der Besitz der kostbaren Perlenschnur dennoch der Preis einer Schuld war? Diese nach rückwärts gewendete Eifersucht brannte wie ein Höllenfeuer auf seinem Herzen. War sie schuldig geworden, so mußte er sich rächen, indem er dem Verführer ein namenloses Verderben bereitete. Wer war der Verführer? Wer konnte es sein? Er ging alle Namen durch, die jemals von den Lippen der Todten gekommen waren, und verwarf alle, an

die er bereits gedacht hatte. An welche Frauen hatte Ulrike jemals mit Wärme zurückgedacht, fragte er sich. Eine Nonne aus gräflichem Geschlecht hatte sie im Kloster kennen gelernt und oft bedauert, daß mit dem Austritt aus dem Kloster natürlich jede Verbindung mit der Nonne abgeschnitten war. Ein Bruder von ihr, ein Graf Horstell, sollte sich einmal in Wien aufgehalten haben. Ja, Sombruch erinnerte sich, Ulrike hatte gefragt, ob man bei jenem Grafen, wenn er nach Wien käme, sich nicht nach seiner Schwester erkundigen könne. Sombruch hatte dieß damals wenig beachtet. In welchen Familien bewegte sich jener Graf Horstell? Ha! war er nicht ein Verwandter der Baronin Ambort, bei der Sombruch noch diesen Abend ein dienstliches Geschäft auszuführen hatte? Jetzt erhob er sich rasch und schlug den Weg nach der innern Stadt ein.

Drittes Kapitel.

Die Freiin von Ambort wohnte auf der Löwelbastei. Zu ihrer Behausung führten von der Stadt aus mehrere Stockwerke, sie lag aber in gleicher Höhe mit dem Niveau der Bastei, so daß man von dieser Seite aus eine Parterrewohnung zu betreten glaubte, von einem Gitter umschlossen, hinter welchem ein kleines Vorgärtchen blühte.

Die Baronin galt für eine alte Frau, obgleich sie erst sechsunddreißig Jahre zählte. Durch die Art ihrer Kleidung trug sie absichtlich dazu bei, greisenhaft zu erscheinen. Eine geborene Gräfin Horstell, von einem sehr verarmten Zweig dieses Geschlechtes, das in Steiermark hauste, war sie noch sehr jung, erst fünfzehn Jahre alt, mit einem alten Legationsrath im Ministerium des Aeußern gegen ihren Willen vermählt worden. Baron Am-

dort, der die politischen Anschauungen und die Lebensweise des berühmten Hofraths Gentz getheilt hatte, war trotz seines ergrauten Haares ein scheinbar kräftiger Mann gewesen. Zwei Passionen hatten ihn immer bewegt und sich fortwährend die Wage gehalten: die Liebe zum weiblichen Geschlecht und die Liebe zum Geld. In Folge beider Leidenschaften war er bis weit in die Sechzig hinein Junggeselle geblieben. Denn aus Furcht, seine Gewohnheiten ändern, seine Libertinage irgendwie beschränken zu müssen, hatte er in jungen Jahren die glänzendsten Partieen verschmäht, und als er später an's Heirathen gedacht, weniger aus Sehnsucht nach dem Familienleben, als um seinem ohnehin schon beträchtlichen Vermögen noch ein größeres beizufügen, war er bereits in einen Ruf gekommen, daß kein reiches Mädchen aus den Kreisen seines Standes einen Grund gehabt hätte, ihn nicht entschieden auszuschlagen.

Auf der Rückkehr von einer diplomatischen Reise nach Italien war er bei einer befreundeten Familie auf einem Gut in der Nähe von Wildon in Steiermark eingekehrt. Dort hatte er die Comtesse Hertha von Horstell gesehen, ein Kind von vierzehn Jahren. Frühzeitig hatten sich ihre üppigen Reize entfaltet

und waren durch das in geistiger Beziehung noch ganz kindliche Wesen des Mädchens nur noch bestechender geworden, namentlich für einen Mann vom Schlag des Barons Ambort. Noch ganz unschuldiges Kind und doch entwickeltes Weib — für ihn ein unerhörter Zauber.

Graf Horstell, der Vater Hertha's, ein Wittwer, der sonst keine Kinder, aber viele Schulden gehabt und mit Sorge auf die Zukunft seiner Tochter, mit Kummer und Verdruß auf seine eigene Existenz blickte, war auf einen ihm durch Ambort vorgeschlagenen Handel eingegangen, zu großem Leidwesen eines benachbarten Edelmanns, eines Herrn von Trogau und seines Sohnes Vincenz. Dieser war Hofkammerbeamter in Wien gewesen, im Sommer erst nach Hause gekommen, voll der Hoffnung, nach wenigen Jahren, nach einer sichern Beförderung, die Kleine zu heirathen. Er hatte es ihr sogar schon gesagt, und sie hatten mit fröhlichem Gelächter oft Hochzeit gespielt in Anwesenheit der beiden Väter, die sich über die dabei vorgefallenen Naivitäten unendlich belustigt.

Der Vorschlag Ambort's war für den Vater Hertha's unwiderstehlich gewesen: Schenkungsurkunde, um schon der Braut vom Vermögen des

Barons zwei Drittel zuzuwenden; Testament, um sie das letzte Drittel erben zu lassen, Schenkung und Testament jedoch mit einer Klausel für einen unwahrscheinlichen Fall.

Hertha hatte in ihrer Unschuld keine andere Einwendung gehabt als: „Ich habe ja schon wenigstens zehnmal den Vincenz geheirathet," worauf der Graf antwortete: „Nun wirst Du einmal den Spaß mit dem Baron machen."

Das Jahr vor dem Abschluß der Ehe hatte der Baron in eigenthümlicher Weise verbracht, seine Gewohnheiten, seine Diät geändert, sich in jeder Art zu stärken und zu verjüngen gesucht. In den ersten acht Tagen nach der Hochzeit war der Baron in der Nacht neben seiner Frau von zwei Schlaganfällen getroffen worden, die so rasch auf einander gefolgt, daß der herbeigerufene Arzt zugleich mit dem zweiten tödtlichen Anfall gekommen war.

Hertha, die nächste unmittelbare Zeugin des Schrecklichen, war davon so mit Entsetzen erfüllt worden, daß sie, ohnehin an die Tage seit der Verbindung vor dem Altar mit Ekel und Schauder zurückdenkend, zu dem Entschluß gekommen, der unter solchen Umständen ganz natürlich, um keinen

Preis und unter keiner Bedingung jemals wieder zu heirathen.

Die Frucht der kurzen Ehe war eine Tochter, die Clarisse genannt wurde. Die Mutter von sechzehn Jahren hatte sich ihr Leben mit der Liebe zu dem kleinen Wesen, der Pflege und Erziehung desselben vollständig ausgefüllt. Sie war in dem ererbten Haus auf der Bastei geblieben, und obgleich sie nach abgelaufenem Trauerjahr mit Lust und Lebhaftigkeit an den Gesellschaften ihrer aristokratischen Verwandtschaft theilgenommen, hatte sie doch ihr Inneres der Welt völlig verschlossen gehalten, selbst keine Frauenbekanntschaft zu nahe an sich herantreten lassen und nur eine einzige freundschaftliche Beziehung bewahrt: die zu Vincenz von Trogau. Nichts wäre mehr ihrer Verbindung im Wege gestanden, allein er hatte sich von der Unwiderruflichkeit ihres Entschlusses überzeugen müssen, da jede bezügliche Andeutung bei ihr krampfhaftes Weinen und Nervenzittern zur Folge gehabt, und eingesehen, daß selbst die Fortdauer des freundschaftlichen Verkehrs abhängig von immerwährender Schonung in diesem Punkte. So war er gewohnt worden, täglich zu einer bestimmten Stunde in das Haus zu kommen, wo er zwar eine Gesell-

schafterin fand, welche die Baronin des Decorums wegen angenommen hatte, aber durch nichts an einer traulichen Unterhaltung gehindert worden war.

Mit den Jahren hatte sich eine lebhafte Sorge eingestellt, die Vincenz von Trogau mit der alten Freundin zu theilen gehabt: die sonderbare Entwicklung, die der Charakter Clarissens genommen. Aeußerlich wie innerlich ihrer Mutter ganz unähnlich, war sie mager, lang aufgeschossen und hatte eine ausgesprochene Herbheit in ihren Zügen. Lehre, Bildung, Kenntnisse und das Beispiel ihrer Umgebung vermochten nicht ihr angebornes hartes Wesen zu mildern, am wenigsten aber die früh sich entwickelnden Eigenschaften des Geizes und der Habsucht. Mit sechzehn Jahren schon hatte Clarisse eine unbeugsame Selbstständigkeit gewonnen und sie war noch nicht siebenzehn Jahre alt gewesen, als sie bei der Heimkehr von einem Ballfest der Mutter angekündigt, daß sie sich verlobt hätte und zwar mit einem Attaché der französischen Gesandtschaft. Als der Mann sich der Mutter vorgestellt und um die Tochter geworben, hatte jene durchaus nichts einzuwenden gewußt, obgleich ihr der Mann nicht gefallen. Nach der Verlobung hatte Clarisse um den Betrag ihrer Mitgift gefragt und ihn zu ge-

ring gefunden, ja deßhalb zu schelten begonnen, so daß Trogau der Freundin zu Hülfe hatte kommen und dem jungen Mädchen klar machen müssen, daß es von Rechtswegen auf Nichts Anspruch hätte, das Vermögen des Vaters ausschließlich der Mutter zugefallen wäre. Von der häßlichen Szene blieb der Baronin das bittere Gefühl zurück, daß das junge Paar, das, seit drei Jahren vereinigt, in Paris lebte, mit Ungeduld auf die Erbschaft lauere.

Der zartfühlenden, dem Idealen zugeneigten Hertha lag die Vorstellung einer so unnatürlichen, von so gemeinem Eigennutz begleiteten Lieblosigkeit wie ein stets von Neuem verwundender Druck auf dem Herzen. In den Abendstunden, die Trogau bei ihr zubrachte, kam sie immer wieder darauf zu sprechen, und er bemühte sich vergebens, sie durch Beweise, daß sie einzelne Aeußerungen Clarissens falsch verstanden hätte, einigermaßen zu beschwichtigen.

„Wie ist ein Mißverständniß möglich,“ sagte die Baronin bei solchen Gelegenheiten, „wenn man vor Augen gehabt hat, was ich an meinem Kinde habe erleben müssen! Clarisse verschafft sich eine Abschrift vom Testament ihres Vaters, ich überrasche sie, wie sie darin vertieft ist. Nach dem

ersten Versuch, zu verbergen, womit sie beschäftigt ist, hat sie dessen gar kein Hehl. Ja, sie spricht Befriedigung darüber aus, mir die Stelle bemerklich zu machen, in der es heißt, daß, wenn ich nach dem Ableben meines Gemahls wieder heirathen sollte, mir nur ein Pflichttheil bliebe, das ganze große Vermögen aber seinem Kind, wenn ein solches vorhanden wäre, und wenn dieß nicht der Fall, seinen Verwandten gehöre. Ich bitte Sie, Trogau, denken Sie sich in die Situation! Ich habe niemals einen Gedanken für so etwas gehabt und Sie wissen, bei meinem Widerstand gegen eine neue Verbindung ist von der Testamentsklausel niemals die Rede gewesen. Und nun steht meine Tochter vor mir, mein einziges Kind, wie ein Rechenmeister, wie ein Wucherer, und als ich die Hände über dem Kopf zusammenschlage, sagt sie lachend, sie wolle ja nur, daß ich das Leben noch genieße und es wäre gar so hübsch, wenn ich mit ihr zugleich ein neues Haus gründete. Aber das Lachen stimmte gar nicht zu dem frühern häßlichen Ernst und es klang eine Heuchelei daraus, die mich mit Entsetzen packte. Trogau, ich muß verwünscht sein, daß mir Alles, was aus meinem Blut ist, zum Unheil wird. Meine Mutter ist mir nur eine

blasse Erinnerung, ich weiß nicht einmal genau, wie alt ich war, als ich sie verlor, gewiß ist nur, daß ich nicht mehr als vier Jahre zählte; ich weiß auch nicht, warum ich sie verlor, es schwebt darüber ein Dunkel, das mir niemals aufgeklärt wurde. Mein Vater gab mich hin für eine Schenkungsurkunde, mit der ich seine Schulden bezahlte; mein Mann — aber vor Allem mein Kind, dem ich nichts bin als ein Schrank, in dem das Geld verschlossen ist, das sie gerne haben möchte."

Es war ein Glück für die Baronin, daß sie, von Natur aus einer sanften Heiterkeit zugeneigt, den Eindrücken sich rasch wieder erschließen konnte, die ihr das harmlose Geplauder Trogaus über die Neuigkeiten des Stadt- und Gesellschaftslebens zuführte. Dennoch verließ sie, auch wenn sie scherzte und vergnügt zu sein schien, das von ihrem Kinde verursachte Leid, das tief auf dem Grund ihrer Seele saß, keinen Augenblick und sie war dadurch auf das Bestreben gebracht worden, für das Häßliche und Schreckliche der eigenen Erinnerungen und Erlebnisse eine Ausgleichung in dem Schönen und Wohlthuenden ihr sonst fremder Lebenskreise aufzusuchen. Zu klug, um die Spuren dessen, was ihr Gemüth erheben sollte, in der ihr zunächst stehen-

den Aristokratie auffinden zu wollen, wo die Existenzen auf überkommene Vorurtheile gegründet und, mit inhaltslosem Flitter behängt, sich monoton abspielen und nichts bieten können, was nicht schon im Voraus zu berechnen gewesen wäre; zu scheu und unerfahren, um Bekanntschaften mit den bürgerlichen Kreisen anzuknüpfen und zu pflegen, hielt sie eine ihr zufällig gebotene Gelegenheit, in das Erdenloos der Armen und Unglücklichen wohlthätig einzugreifen, wie eine Rettung von den Folgen ihrer eigenen tiefen Verstimmung fest. Auf diesem Wege führt ein Schritt zum andern, denn auch das Gute muß fortzeugend Gutes gebären, und bald war die Baronin nicht bloß die helfende Hand in manchen kleinen Vorstadthäusern, wo unverschuldetes Elend das alltägliche Schicksal der Pfändung, der Brod- und Obdachlosigkeit und so weiter erlitt, sondern auch das offene Herz für sorgfältiger versteckte und komplizirtere Leiden, für die ein Ohr, dem sie sich anvertrauen konnten, die erste, die dringendste Hülfe war.

Wie ein Wunder kam es der Baronin selbst vor, daß sie gerade in dieser Art von Thätigkeit, wo sich ihr die finstersten und abschreckendsten Seiten des Menschenlebens so oft enthüllen mußten, das Schöne und Erhebende gesucht hatte und daß

sie es mitten in den kläglichsten Szenen der Sorge, der Verzweiflung sogar, wirklich fand. Die Rückwirkung der erwiesenen Wohlthaten auf das eigene Gemüth kam dabei nicht in Betracht, wohl aber die Größe und Schönheit des Menschenherzens, die sich, und oft bei ganz verkümmerten Geschöpfen, in Leiden und selbst in Leidenschaften unbewußt offenbart. Welche Schauspiele stillen, ruhmlosen Heldenmuthes, welche Auftritte rührender Opfer und Entsagungen boten sich ihr dar!

Ganz fern aber lag der Baronin der Gedanke, daß sie durch ein allmälig sich organisirendes, ziemlich starkes Wohlthätigkeitsbudget die eigennützigen Berechnungen ihres Schwiegersohnes und ihrer Tochter in Paris am sichersten durchkreuzte. Sie war durch den Umgang mit Vincenz von Trogau, der ein pedantischer Beamter war, an eine bestimmte Ordnung in den Ausgaben gewöhnt worden. Seit zwanzig Jahren, seit dem Tod ihres Gemahls, hatte ihr Hauswesen mit kaum nennenswerthen Veränderungen dieselbe jährliche Gebrauchsziffer geliefert. Man konnte daher ziemlich genau berechnen, wie viel von ihrem Einkommen sie bei ihrem Bankier, dem Hause Genickstein und Comp., jährlich unbehoben ließ, damit es Kapital und

Zinsen vermehre. Dieß hatte sich nun in Folge ihrer zahlreichen Wohlthätigkeitsakte nicht unbedeutend geändert, aber erst als Trogau, dem sie zufällig und harmlos von der Vermehrung ihres Gebrauches sprach, ein eigenthümliches Lächeln sehen ließ, sardonisch und vergnügt zugleich, war ihr die Vorstellung gekommen, was man wohl in Paris anfinge, wenn man davon wüßte, ob man nicht sogar Gegenwirkungen versuchen würde, ohne daß sie jedoch diese unliebsame Kette von Voraussetzungen wieder verfolgt hätte.

Allabendlich in den Herbst- und Wintermonaten kam Vincenz von Trogau zur bestimmten Stunde in das Haus der Baronin Ambort. Er war jetzt sechsundfünfzig Jahre alt und bereits pensionirt. Für das Scheitern seiner Hoffnung auf den Besitz der Jugendgeliebten hatte er in dem freundschaftlichen Umgang mit ihr Entschädigung und in der peinlichsten Ordnung seiner ganzen Lebensführung die Sicherstellung dieses Trostes gefunden. Wohl bereitete es ihm ausnehmendes Vergnügen, wenn er Hertha von Ambort noch immer als eine schöne Frau preisen hörte, ganz geeignet, eine ernste Leidenschaft zu erregen, doch war er vollkommen zufrieden, wenn er nur Abends im Fauteuil neben

ihrem Sopha sitzen konnte, und war sie einmal im Theater oder in einer Gesellschaft, so blieb er dennoch im Fauteuil sitzen bis zum Glockenschlag, der ihn täglich mit unverbrüchlicher Pünktlichkeit nach Hause rief in seine hoch im Trattnerhof gelegene Junggesellenwohnung. Zuweilen kam sie, bloß um ihn noch anwesend zu finden, früher als es sonst geschehen wäre, nach Haus, und wenn sie in der vortheilhaften Toilette, mit jugendlich gerötheten Wangen, die feurigen und doch gutmüthigen Augen auf ihn richtete, erwachten wohl in ihm die nur halb eingeschlummerten Wünsche, und Worte, die er nicht mehr auszusprechen wagte, bebten auf seinen Lippen. Allein aus der vollständigen Harmlosigkeit, aus der heitern Unschuld ihrer Mittheilungen schöpfte er wieder Frieden und Beruhigung; war doch wenigstens kein anderes, kein fremdes, kein mit ihm rivalisirendes Interesse in ihren Gesichtskreis getreten, so daß er selbst das gewohnte Gleichmaß des Verkehrs durch keine stürmische Regung unterbrechen oder gar zerstören wollte. Und so kam er immer wieder, und wie er täglich für eine Weile im Bureau erschien, wo er nichts mehr zu thun hatte, täglich zur gleichen Stunde in demselben Gasthof an demselben Tisch speiste, wäre es

ihm auch unmöglich gewesen, während der rauheren Jahreszeiten den Abend nicht in der gewohnten Weise zuzubringen. Vom Mai bis Oktober war er allerdings von der Freundin getrennt; er wohnte in dieser Zeit auf seinem kleinen Gütchen in Steyermark, während die Baronin den nahen Kurort Baden bezog.

Es war wieder Herbst geworden. Vincenz saß auf seinem Fauteuil und erzählte der Baronin, die an diesem Abend ihr Haus nicht verlassen wollte, von einem Feste, das der Baron Hügel, dessen Gewächshäuser auf seiner Villa in Hietzing bei Wien berühmt waren, mitten im Winter draußen zu veranstalten gedachte. Es sollte zu Ehren der Fürstin Marie Esterhazy, einer alten Dame, die sich während eines langen Aufenthaltes in Paris eine besondere Vorliebe für Rokoko angeeignet hatte, ein Blumen- und Porzellanfest gegeben werden. Statt Tableaux vivants wollte man lebendige Porzellangruppen im Rokoko-Kostüm stellen. Vincenz war eben dabei, die Namen der aus der höchsten Aristokratie erkorenen Mitwirkenden der Reihe nach aufzuzählen, als ihn die Baronin mit den Worten unterbrach:

„Nennen Sie mir heute keine reichen und be-

titelten Leute, Trogau, ich bin von den Eindrücken des Tages gar nicht gestimmt, darauf zu hören. Wissen Sie, daß ich mir fast Vorwürfe darüber machte, als ich nach Hause kam und meine überflüssigen Bequemlichkeiten sah und die gute Luft meiner Wohnung athmete."

„Ah," sagte Trogau, „Sie waren heute wieder in Hängelbrunn oder wie die Vorstädte mit ihren entsetzlichen Namen alle heißen, und haben das Elend nicht bloß schauen, sondern auch riechen und ausstehen müssen. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, liebe Baronin, daß es sehr gut ist, wenn Sie den Armen helfen, aber daß Sie sich mit dem Geben nicht so zu strapaziren brauchten. Wäre den Leuten weniger geholfen, wenn Sie ihnen das Geld durch Ihren Kaspar schickten?"

„Das verstehen Sie nicht, mein Freund," erwiederte Hertha; „es handelt sich oft gar nicht darum, Geld zu geben, sondern ein richtiges Wort zu sagen. Einen Gulden in die Armenbüchse werfen, ist nur eine halbe Wohlthat, das heißt, nur eine Wohlthat für Den, der den Gulden bekommt, nicht für Den, der ihn schenkt."

Vincenz schüttelte den Kopf, sie aber fuhr fort: „Ich muß Ihnen, weil Sie daran zweifeln, ein

Geheimniß anvertrauen; es ist eigentlich keines, ich habe nur nicht davon gesprochen, weil es mir nicht gelegen war. Von der armen Familie auf der Landstraße, wo der Vater von fünf Kindern taub und blind ist und sich trotzdem mit Buchbinderarbeiten fortbrachte, bis ihm die Gicht in die Hände trat, habe ich Ihnen schon erzählt, nicht aber von den zwei Menschen, denen die Familie eine armselige Kammer vermiethet hat. Diese zwei Menschen sind ein Greis von hoher Gestalt mit weißem Bart, der Mann sieht aus wie ein General in Civil, und seine Enkelin ist ein wunderschönes Mädchen, das er Cornelia ruft. Dem kranken Buchbinder habe ich lange schon eingeredet, daß er sich zu wenig zutraue; wenn er täglich nur ein klein wenig arbeite, so mache er mir meine Bücher, meine Strickkörbchen, wie sonst kein Meister in Wien. Seine Frau schreit ihm dieß auf eine Art in's Ohr, daß er's versteht. Ich komme, um nachzusehen, wie es mit der Arbeit geht, gebe Vorschüsse, frage die Kinder aus, was sie in der Schule lernen. Dabei begegne ich meistens dem Greis und seiner Enkelin, die durch ihre Anwesenheit bloß die arme Familie unterstützen oder wenigstens erheitern. Sie sind aus Südtyrol, sprechen das Deutsche verständ-

lich, aber schwer, das Französische vollkommen, das Italienische aber ist ihre Muttersprache. Sie nennen sich Scartelli."

Die Baronin hielt einen Augenblick inne, als ob sie sich die Gestalten, von denen sie sprach, in der Phantasie vergegenwärtigte. Dann fuhr sie fort:

„Diese wenigen Umstände erfuhr ich so nebenher im Zimmer des Buchbinders, heute aber sollte ich mehr erfahren. Das schöne Mädchen Cornelia trat auf mich zu und fragte mich, über und über erröthend, während im Ausdruck ihrer großen schwarzen Augen mehr herzbezwingende Bitte lag als in ihren Worten, ob ich nicht die Gnade haben möchte, zu ihrem Großvater zu kommen. Sie deutete auf die Thüre der kleinen Kammer.

„Ach, Trogau, wie haben mir da die Zeichen der Armuth und des Entbehrens das Herz zusammengepreßt! Wenn man sonst die Stätten der Dürftigkeit betritt, so passen gewöhnlich die Menschen zu der Umgebung und man sieht das Elend leichter mit an. Beim Buchbinder habe ich trotz aller Noth niemals meinen guten Humor verloren. Hier aber kam mir gleich das Weinen nahe, obgleich die Leute lächelten und völlig beglückt schienen über meine Anwesenheit. Wie zierlich und sauber

sah es in dem armseligen Raum aus! Eine kleine spanische Wand trennte einen Winkel des Kämmerchens für das Mädchen ab. Ich konnte jetzt, weil die Scheidewand bei Seite geschoben war, in das Eckchen schauen. Blumen, ein Stickrahmen, eine Cither — ein Bett nicht, denn ich weiß, Nachts wird ihr ein wenig Stroh auf den Boden geschüttet. Der übrige Theil der Kammer gehört dem Alten und hat nur einen Tisch, der zu einem Schreibepult zurecht gemacht ist und ein Sopha, auf dem ich selbst saß. Mangel und Hunger starren von den Wänden und es ist schauerlich, weil den Menschen die Noblesse auf die Stirne geschrieben ist. Wie froh wäre ich gewesen, wenn sie mich um Geld angesprochen hätten.

„Cornelia sprach zuerst und bat mich um Verzeihung, daß sie die Indiskretion begangen, meinen Namen auszuforschen. Die Buchbindersleute kennen ihn nicht, Sie wissen ja, Trogau, daß ich ihn in Angelegenheiten dieser Art möglichst verborgen halte. Cornelia wollte aus meiner Erscheinung geschlossen haben, daß ich eine Person von Einfluß wäre. Sie war mir einmal nachgegangen, als ich mich entfernte, hatte sogar meinen Wagen verfolgt, in den ich nahe der Stadt gestiegen war, was ihr gelungen,

weil ich bei mehreren Läden hatte halten lassen, und endlich brachte sie beim Portier heraus, wer ich bin. Womit ich dienen könne, fragte ich. Nun nahm der Alte das Wort. Er hält sich seit Monaten in Wien auf, verzehrt das Wenige, was er hat, weil man ihn von Woche zu Woche, von Tag zu Tag durch ein Versprechen fesselt, das niemals in Erfüllung geht, während doch sein und der Seinen Leben davon abhängt, daß er seinen Zweck erreiche. Er wollte mich fragen, ob ich nichts dafür thun könnte, da ich ohne Zweifel Verbindungen mit hohen Kreisen hätte. Ich —"

Durch das Eintreten des Bedienten wurde die Baronin in ihrer Erzählung unterbrochen. Er schien fast in Verlegenheit zu sein, denn er sprach nicht gleich aus, was er zu sagen hatte, so daß die Baronin fragen mußte:

„Was gibt's Kaspar?"

„Frau Baronin," erwiederte dieser, „Herr Sombruch ist draußen und wünscht Sie zu sprechen."

„Wer?" fragte sie verwundert.

„Der Polizeikommissär Sombruch," antwortete Kaspar mit bedeutungsvollem Tone.

„Was habe ich mit der Polizei zu schaffen?" rief Hertha, „es muß ein Irrthum sein, weisen Sie ihn ab."

Kaspar blieb unbeweglich stehen, und ohne seine demüthige Haltung aufzugeben, sprach er doch sehr entschieden:

„Der Kommissär Sombruch irrt sich niemals und läßt sich auch nicht abweisen."

„Das ist wahr," warf jetzt Trogau ein, „Sie müssen ihn empfangen, ja froh sein, daß er die Höflichkeit hatte, sich erst melden zu lassen."

„Nun, so soll er in Gottes Namen kommen," sagte die Baronin.

Gleich darauf trat Sombruch ein. „Frau Baronin," sagte er, „ich habe Sie allein zu sprechen."

„Vor diesem Herrn habe ich keine Geheimnisse," erklärte die Baronin, auf Vincenz zeigend.

„Ich aber," erwiederte Sombruch trocken.

Trogau wollte sich erheben. Allein die Baronin blieb darauf bedacht, seine Gewohnheiten nicht zu stören.

„Sie haben heute die Theaterzeitung noch nicht gelesen," sagte sie zu Vincenz, schob ihm das Blatt hin und stand auf. Mit einem Wink, daß Sombruch ihr folgen möge, begab sie sich in ein anderes Zimmer.

Viertes Kapitel.

Eine nicht zur Helle aufgedrehte Hängelampe gab dem Raum, den die Baronin betreten hatte, düsteres Licht. Sombruch, bevor er auf eine Handbewegung der Dame sich niederließ, schien mit dem Gedanken beschäftigt zu sein, ob er nicht selbst die Leuchtkraft der Lampe erhöhen solle; vielleicht wollte er die Züge der Person, an die er seine Worte zu richten hatte, in voller Deutlichkeit beobachten. Er fügte sich jedoch, nachdem er einen prüfenden Blick auf das Antlitz der Baronin geworfen, und, seinen Platz einnehmend, sagte er:

„Ich bin beauftragt, Sie zu warnen, gnädige Frau! Nehmen Sie meinen Besuch nicht für eine amtliche Nachforschung, sondern für einen Freundschaftsdienst, der Ihnen erwiesen wird.“

„Wie komme ich zu der Ehre?“ erwiederte

Hertha mit einem Klang von Ironie; „es ist wohl das erste Mal, daß ich Sie —"

„Ganz wohl," ergänzte Sombruch, als sie innehielt; „Sie sehen mich zum ersten Mal, ich komme aber in höherem Auftrag."

„Darf ich wissen?" fragte die Baronin.

Sombruch würde sich unter anderen Umständen der ihm zugetheilten Amtspflicht mit der gewohnten Kürze und Präzision entledigt haben. Unter den Umständen aber, die ihm auf dem Herzen lasteten, im Bewußtsein einer eigenen dringenden Angelegenheit, die nichts mit dem offiziellen Dienst zu thun hatte, mußte er darauf bedacht sein, das immer Abschreckende eines polizeilichen Geschäftes in eine Form zu kleiden, die Vertrauen erwecken konnte.

„In wessen Auftrag ich komme, Frau Baronin," sagte er, „ist eigentlich Amtsgeheimniß. Ich darf es aber verrathen, weil es mir nicht anvertraut wurde, weil ich, wie ich gestehen muß, selbst nicht recht weiß, wer mich schickt. Mein nächster Vorgesetzter, der mir den Auftrag gab, hat ihn offenbar nicht aus sich selbst geschöpft. Ich habe Grund zu vermuthen — obgleich es das erste Mal wäre, daß ich mit ihm in direkte Beziehung käme

— ich vermuthe, daß ich im Namen des Hofraths Limbeer hier bin."

„Den Hofrath Limbeer kenne ich," rief die Baronin etwas lebhafter, als sie bisher gesprochen; „es handelt sich, wie Sie sagen, um eine Warnung?"

„Ja!" erwiederte Sombruch, „man weiß, daß Sie gerne zu einer Klasse der Bevölkerung sich herablassen, die eigentlich Ihrem Rang, Ihrer Stellung fern bleiben sollte, wo Laster und Verbrechen aller Art herrschen, in die Sie leicht, ohne es zu wissen, hineingezogen werden könnten."

„Dieß," fügte er hinzu, als die Baronin schwieg, „sind die Worte des Auftrags, der mir geworden ist, ich würde mich nicht erkühnen, dieß selbst zu sagen."

„Mein Gott!" rief die Baronin, die bisher vor Betroffenheit sprachlos geblieben war; „späht man die Wege aus, die ich in reinster Absicht gehe, und hat eine so abscheuliche Meinung darüber! Ich habe nirgends Laster und Verbrechen gefunden, bei jeder Spur davon, das dürfen Sie mir glauben, wäre ich mit Entsetzen geflohen. An den Orten der Dürftigkeit und des Elends habe ich nur Edelsinn und Tugend gefunden, und wenn es solche

Eigenschaften unter den Menschen überhaupt gibt, so ist es nur dort."

Sombruch lächelte.

„Wo Sie so lobenswerthe Tugenden erblicken, da sehen wir Leute vom Amte heuchlerische und geschickte Verkleidungen, um Vergehungen, Unthaten, gefährliche Pläne zu verstecken. — Die Menschen sind schlecht, furchtbar schlecht," fügte er nach einer Pause, finster brütend, hinzu.

„Es muß aber doch etwas Bestimmtes vorliegen," sagte die beklommene Frau; „auf welchen meiner Armen bezieht sich diese Warnung und was hat er gethan?"

„Vor Allem haben wir es mit Scartelli zu thun," entgegnete Sombruch in dem strengen Tone des Beamten.

„Der alte Mann und seine Enkelin? Kenne sie kaum. Was ist mit ihnen?" Und die Baronin sah bei diesen Worten forschend zu Sombruch auf.

„Ich habe gerade den Auftrag, von Ihnen zu erfahren, was mit den Leuten ist," sagte er; „was haben sie von Ihnen gewollt?"

Hertha fuhr mit einer Geberde der Entrüstung von ihrem Sitz auf: „Glauben Sie, ich werde den

Denunzianten abgeben, den ‚Naderer‘, wie man in Wien sagt? Ich weiß nichts.“

„Frau Baronin,“ sagte Sombruch gelassen, „mein Auftrag ist, wie ich Ihnen wiederholen muß, ein freundschaftlicher. Es gilt, Sie selbst vor Ungelegenheiten zu bewahren. Was Sie mir hier in vertraulicher Weise sagen, enthebt Sie der unangenehmen Nothwendigkeit, der sich sonst Niemand entziehen kann, als Zeuge zur Vernehmung an den Gerichtstisch gerufen zu werden und eidliche Aussagen zu Protokoll zu geben.“

„Eh' ich vor Gericht erschiene,“ sprach die Baronin mit einem gewissen Trotz, „würde ich doch meine Konnexionen in Anspruch nehmen können —“

„Ich weiß wohl, daß Sie mächtige Verbindungen haben, allein in dem Falle, der hier vorliegt, würde selbst Erzherzog Ludwig, der Stellvertreter des Monarchen, nicht gebieten können, daß man Sie schone.“

Der Ton, in welchem Sombruch dieß sagte, machte Eindruck auf die erregte Frau. Erstaunt und erschreckt zugleich schwieg sie, eine neue Frage erwartend.

„Wie wenig es uns darum zu thun ist,“ fuhr er fort, „Sie unnütz zu quälen, mögen Sie daraus

ersehen, daß man ja ohnehin weiß, was Ihnen Scartelli gesagt haben kann. Man will nur die Bestätigung von Ihnen haben, und Sie nur warnen, weiter mit ihm zu verkehren. Er wird Ihnen gesagt haben, daß er sich zu dem Zweck in Wien aufhalte, eine Audienz beim Fürsten Metternich zu erlangen, und daß Sie ihm durch Ihre hochgestellten Bekanntschaften behülflich sein mögen, dieses Ziel zu erreichen."

„Ja," sagte sie naiv. „Das wollte ich auch gerade meinem Freunde Trogau erzählen. Was ist aber daran Unrechtes?"

„Was er aber Ihnen nicht gesagt hat," fuhr Sombruch fort, „das ist, in welcher Absicht er diese Audienz so sehnlich wünscht."

„O ja," rief sie, „sein Sohn, der Vater des schönen Mädchens, das bei ihm ist, wurde unschuldig angeklagt, einen Mord verübt zu haben, und sitzt seit Jahren im Untersuchungskerker, ohne daß ein Urtheil über ihn gesprochen würde."

„Das Urtheil ist lange schon gesprochen, und er hat keinen Mord begangen. Sie sehen also, Frau Baronin, Ihrer Gutmüthigkeit wird eine Falle gestellt, man fängt gleich damit an, Sie zu belügen. Die Scartelli gehören zum höchsten Adel

ihrer Provinz. Ein gemeines Verbrechen ist hier nicht im Spiele. Der Eingekerkerte war in Verbindung mit den Carbonari Roms und der Lombardei. Er büßt eine Konspiration. Und dieß ist nicht Alles. Der Alte, während er seinen Sohn zu befreien sucht, ist vom politischen Fanatismus angetrieben, selbst in dieser sorgenvollen und beängstigten Lage der Sache zu dienen, der er mit seiner Familie sich angeschlossen hat. Man hat Anzeichen, daß er in Wien dafür zu werben sucht, und die Personen, die sich ihm nähern, werden nun mit ihm in ein schreckliches Verderben hineingerissen."

Er schwieg einen Augenblick und sah in das blaß gewordene Antlitz seiner Zuhörerin, eh' er gelassen weiter sprach:

„Sie haben die Ideen, die ihn antrieben, noch nicht aus seinem Munde vernommen, aber alle diese Dinge sind Ihnen neu genug, um daß Sie, die Gefahren nicht ahnend, sich davon verblenden lassen könnten. Sie sehen also, Diejenigen, die Sie durch mich warnen lassen, meinen es gut mit Ihnen. Sie würden unaufhaltsam in das traurige Schicksal mit hineingerissen, das den Alten und wahrscheinlich auch seine Enkelin unfehlbar noch in Wien ereilen wird."

Die Baronin vermochte einen Ausruf der Angst und des Schmerzes nicht zu unterdrücken.

„Um Gottes willen, Cornelia! Sie sollte in noch größeres Unglück stürzen! Wie ist sie zu retten? Sagen Sie es mir, wenn Sie ein Mensch sind."

Sombruch war überrascht, die Frau, die er an der Angelegenheit, von der er ihr in amtlicher Eigenschaft sprechen mußte, bloß mit ihrem Sinn für Wohlthätigkeit betheiligt glaubte, persönlich davon erregt zu finden, ihr unverkennbares eigenes Interesse zu gewahren. In seiner innersten Seele freute ihn diese Beobachtung. Denn in dem Mann, dessen Beruf es war, in die verborgensten und schrecklichsten Kombinationen menschlicher Geschicke hart und rücksichtslos einzugreifen, war eine skrupulöse Rechtlichkeit vorherrschend, die sich sogar als äußerste Zartheit und Delikatesse überall dort geltend machte, wo er nicht den Pflichten seines Amtes Folge zu leisten hatte, wo es sich um die Wünsche und Zwecke seines Privatlebens handelte. Er war gekommen, um nach Erledigung des behördlichen Auftrags die Befriedigung für ein Interesse seines eigenen Herzens zu suchen, Auskunft zu erlangen über die Lebensumstände eines Grafen Horstell, des

einzigen ihm unbekannten Mannes, dessen Name einmal auf den Lippen seiner Frau geschwebt. Nicht einen Augenblick aber dachte Sombruch daran, seine amtliche Autorität zu Gunsten seiner persönlichen Absichten aufzubieten.

Leicht und bequem wäre es gewesen, die gewünschten Daten zu erlangen, wenn er sie in seiner Eigenschaft als Kommissär der Baronin abgefragt hätte. Diese Vermischung des nur ihn selbst Betreffenden mit seinen Pflichten lag ihm ganz fern; um so angenehmer war es ihm, in der lebhaften Bewegung der Dame einen Anhaltspunkt gefunden zu haben, um auch seinerseits mit rein menschlichen Motiven hervortreten zu können.

Noch verrieth jedoch keine Veränderung in seinen Zügen, daß er den offiziellen Charakter ablegen und sich in der natürlichen Gestalt eines von eigenen Schicksalen bewegten Menschen zeigen wollte. Gleichmüthig setzte er dem Hülferuf der Bekümmerten die Bemerkung entgegen:

„Um die Person zu retten, für die Sie sich interessiren, müßte mir Alles bekannt sein, was Sie, Frau Baronin, von ihr wissen.“

Hertha erschrak in innerster Seele. Hatte sie sich vielleicht selbst schon durch unbedachte Worte

der schauerlichen Gewalt des Staates überantwortet? Sah sie sich bereits genöthigt, fremde Geheimnisse zu verrathen und — was sie mit dem tiefsten Grauen erfüllte — das drohende Unheil, das über den Häuptern jener unglücklichen Menschen schwebte, das edelschöne Mädchen in ein namenloses Elend reißen sollte, durch ihre eigene Unbesonnenheit noch rascher herbeizuziehen?

Sie schellte und ließ eine Tischlampe bringen, als ob es die Düsterkeit des Gemaches gewesen wäre, was sie plötzlich so unheimlich drückte. Aber Hertha von Ambort war eine grundheitere, sanguinische Natur, stets zu einer fröhlichen Umgestaltung des Peinlichen, zu einem Aufschwung des Gemüthes geneigt. Wie, sagte sie sich, wenn gerade dieser Mann, der bei allem Fürchterlichen die Hände im Spiele hat, in Alles eingeweiht ist, dazu bewogen werden könnte, seinen Einfluß, seine Macht zum Besten der armen Bedrohten zu gebrauchen? Er könnte sagen, wie sie sich fortan zu verhalten hätten, er könnte die Wege angeben, auf denen sie noch zu retten wären.

Sie hatte, in diese Gedanken vertieft, noch immer nicht die Bemerkung Sombruch's beantwortet, als die Lampe kam, und blickte jetzt bei der größern

Helle forschend in seine Züge. Er hatte während des langen Schweigens ihren Gedankengang so ziemlich errathen können, und sah wohl ein, daß er, um sein eigenes Ziel zu erreichen, den bisherigen Ton ändern und Vertrauen zu erregen suchen mußte. Unwillkürlich hatte er mit diesem Vorsatz den Ausdruck seiner Miene geändert, das Bild der theuren Verstorbenen trat vor seine Seele, und ein Seufzer über die Qualen, die sie ihm zurückgelassen, die ihn zerfleischten, hob seine Brust. Das forschende Auge der Baronin traf ein Antlitz, das sie schon um der Melancholie willen, die sich darin ausprägte, sympathisch berühren mußte.

„Was ich von Cornelia weiß," sagte sie, „enthält nichts von Dingen, nach welchen die Behörde forschen könnte. Ich bin auch überhaupt erst heut, und ganz zufällig, mit dem jungen Mädchen in ein Gespräch gekommen, das freilich —"

Sie hielt inne.

Auch der Blick Sombruch's hatte jetzt forschend auf ihr geruht. So fern ihm in diesem Augenblicke die Betrachtung fremder Erscheinungen um ihrer selbst willen lag, er konnte sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß die reinen Linien der Anmuth,

der Bau dieses Kopfes einen seltenen Eindruck hervorzurufen geeignet waren.

„Frau Baronin," sagte er, „sprechen Sie offen und unumwunden. Was ich Ihnen im Auftrag der Behörde zu melden hatte, ist abgethan. Meine Pflicht ist erfüllt. Jetzt sitzt Ihnen nicht mehr der Polizeikommissär gegenüber, sondern Peter Sombruch, ein armer, unglücklicher Mann, der heute sein Weib begraben hat, das einzige Wesen, mit dem er verbunden war. Nachdem mein Geschäft beendet ist, spreche ich als ein Hülfsbedürftiger zu Ihnen; Sie leisten so gerne Beistand, ich habe Ihre Güte für mich selbst in Anspruch zu nehmen."

Jetzt war es an der Baronin, angenehm überrascht zu sein. Das Mißverständniß lag nahe, daß er mit seinen Worten auf eine ihm nöthige materielle Unterstützung hingedeutet hätte, und sah er ihr auch nicht darnach aus, einer pflichtwidrigen Bestechung zugänglich zu sein — wie viele erlaubte Mittel hat ein solcher Mann nicht in der Hand, um wirksam zu rathen, zu schützen, wenn er seinen eigenen Nutzen dabei finden kann?

Mit dem freundlichsten Lächeln sagte sie daher:

„Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, ich bitte —"

„Erst zu Ihrer Angelegenheit!“ erwiederte er; „ich muß Sie zwar aufmerksam machen, daß ich jetzt, nicht mehr als Abgesandter der Behörde sprechend, selbst nicht wünsche, etwas zu erfahren, was mit den hochverrätherischen Plänen Scartelli's zusammenhängt. Ich habe nicht Befehl, Sie darüber weiter zu vernehmen, erführe ich aber zufällig, auch was ich nicht erfragt habe, ich wäre immerhin verpflichtet, nöthigenfalls davon Gebrauch zu machen. Nichts, auch nicht das höchste eigene Interesse, könnte mich jemals bewegen, meiner Pflicht untreu zu werden. Allein ich kann unbeschadet meiner Aufgaben Manchem vorbauen, wenn mir der Charakter, die Lebensverhältnisse der Personen genau bekannt sind, für die Sie Gutes bewirken wollen. Was Sie daher von dem Mädchen wissen, was harmlos ist und keine politische Bedeutung hat, das mögen Sie mir vertrauensvoll sagen; ich begehe an einem Privatgeheimniß so wenig wie an einem Amtsgeheimniß Verrath.“

„Nun,“ sagte die Baronin, „viel ist es eben nicht, was ich von dem Mädchen weiß, und staatsgefährlich auch nicht. Cornelia ist erst sechzehn Jahre alt, aber sie ist in Italien geboren und wie die Töchter ihres Landes früh reif. Ich wurde

heute von ihr gebeten, die Wohnung ihres Großvaters zu betreten, und Sie haben selbst schon errathen, daß es wegen der Audienz beim Fürsten Metternich geschah, zu der ich verhelfen soll. Nachdem ich das mir Möglichste zugesagt, begleitete mich Cornelia auf meinem Heimweg. Wir sprachen von Italien, von Menschen, die in Florenz in das Haus ihres Vaters kamen, und weil darunter solche sind, die zu meiner Familie in Beziehung stehen, wurde mir die Sache so interessant, daß ich Cornelia bat, mein einsames Mittagessen zu theilen. Im Verlauf ihrer vertraulichen Mittheilungen kam, wie es eigentlich natürlich ist, eine Art Liebesgeschichte heraus, obgleich das Mädchen selbst dabei nichts von diesem Gefühl wissen will. In Florenz, eines Morgens, auf dem Wege von der Kirche nach Hause, war ein Mann ihren Schritten gefolgt und an dem Abend desselben Tages im Salon ihres Vaters vorgestellt worden. Sie erinnerte sich dessen aus dem Grunde bei mir, weil auch sie einmal meine Schritte verfolgt hatte, um meinen Namen zu erfahren, und nun auch bald darauf mein Haus betrat. Bei der Begegnung mit jenem fremden Manne war sie kaum vierzehn Jahre alt. Ich glaube, Ihnen den Namen des Mannes verschweigen zu dürfen,

da Sie ja nur wissen wollen, was vom Wesen des Mädchens ein Bild geben kann. Er schien leidenschaftlich für sie eingenommen zu sein, und warb um sie bei ihren Eltern. Da er von ausgezeichneter Familie und sehr begütert — so war nichts einzuwenden — als die noch so frühe Jugend Cornelia's. Es sollte noch ein Jahr mindestens gewartet werden.

„Was sich in diesem Jahr ereignete," fuhr die Baronin nach einer Pause fort, „das wissen Sie wahrscheinlich besser als ich. Mir hat der Alte von einem Mord gesprochen, Sie behaupten eine politische Verschwörung. So viel ist gewiß, der Vater Cornelia's kam in den Kerker, sein und der Seinen ganzes Besitzthum wurde den Gerichten überantwortet, die Mutter des Mädchens starb vor Gram darüber und Cornelia wäre ganz allein und verlassen zurückgeblieben, wenn nicht ihr Großvater herbeigekommen wäre, um sie zu sich zu nehmen, nach einem Ort im südlichen Tyrol. Der Alte war nicht reich und scheint dazu noch den besten Theil seiner Habe auf Befreiungsversuche seines Sohnes verwendet zu haben. Kurz, als der junge Verehrer Cornelia's sie bei ihrem Großvater aufsuchte, fand er einen gewaltigen Kontrast zu dem Wohlstand,

von dem er sie früher in Florenz umgeben gesehen.

„Nun hatte der junge Mensch Gelegenheit, sich von großartiger Seite zu zeigen. Er konnte ja mit seinem Ansehen in der Welt, mit seinem Reichthum der Geliebten fast Alles wieder ersetzen, sobald sie sein Weib geworden. Der Großvater betrachtete die Verbindung als das höchste Glück, das dem Mädchen, ihm selbst, der Familie noch werden konnte. Cornelia hatte sich bisher über ihre Empfindungen noch nicht ausgesprochen, aber sie schien mit den Vorbereitungen zur Verlobung stillschweigend einverstanden zu sein. Auf einer Wanderung in der Umgegend hatte sie Gelegenheit gehabt, ihrem Anbeter auf eine merkwürdige und aufopfernde Art das Leben zu retten. Dankbarkeit erhöhte noch seine Leidenschaft. Alles schien sich zum Besten gestalten zu wollen.

„Da saßen sie einmal auf der Terrasse beisammen, die in jener südlichen Gegend das Dach des Hauses ist. Der Alte sprach mit dem jungen Mann, während Cornelia, mit einer Arbeit beschäftigt, stumme Zuhörerin war. Sie sprachen von Welt und Menschen, von ganz fremden Angelegenheiten und berührten nichts von persönlichen

Verhältnissen oder Gefühlen. Als nun der junge Mann, nachdem das Gespräch mit dem Alten etwa eine Stunde gewährt hatte, Cornelia an sich ziehen wollte, da erklärte sie plötzlich zu höchster Ueberraschung beider Männer, die eine Veranlassung dazu nicht ergründen konnten, daß aus der Verbindung nichts werden könne und daß sie sich von ihrem Freier lossage. Gedrängt, eine Ursache dieses Entschlusses anzugeben, hatte sie nach langem Kampf mit sich selbst nur die Worte: ‚Ich liebe einen Andern.‘

„Nun war sie zweifachen Bestürmungen ausgesetzt. Der Großvater, sobald er mit ihr allein war, führte ihr die unermeßlichen Vortheile vor Augen, die sie verscherzen wollte. Der junge Mann wollte zunächst den Namen seines Nebenbuhlers kennen, worüber sie hartnäckig schwieg, und überhäufte sie dann mit Ausbrüchen seines Schmerzes, mit Beschwörungen und Vorwürfen. Nichts fruchtete. Das einzige Zugeständniß, zu dem sie sich herbeiließ, war die Andeutung, daß Zeiten kommen könnten, in denen sie ihre Gesinnung wieder änderte, glücklichere Tage, die ihr mehr Offenheit gestatten würden und daß sie dann dem Liebenden ein Zeichen geben würde, sich ihr wieder zu nähern. Bis dahin

aber müßten sie getrennt bleiben. Und hierauf wählte sie statt Liebe und Glück Armuth, Elend und Entbehrung und trat bald darauf mit ihrem Großvater die kummervolle Reise nach Wien an."

Sombruch hielt nachdenkend ein Schlüsselchen an die Lippen gepreßt, immer ein Zeichen seines ernstesten Nachdenkens, die Baronin aber, die sein Schweigen dahin deuten mußte, daß er die Glaubwürdigkeit des Mitgetheilten bezweifle, beeilte sich hinzuzufügen:

„Halten Sie mich nicht für so kindisch, Herr Sombruch, daß ich die Geschichte für baare Münze genommen hätte, wenn ich sie bloß aus dem Munde dieses jungen Kindes wüßte. Das könnte dann leicht, statt eine Probe vom Charakter der jungen Person zu sein, bloß ihre Einbildungskraft beweisen. Nein! ich kenne den jungen Mann, der Cornelia liebt. Er machte mich zum Vertrauten seiner Leidenschaft, seiner Qualen, aber so diskret, daß er mir sogar den Taufnamen der Geliebten nicht nannte, ich wußte damals nicht einmal, in welchem Theil der Welt sich sein Unglück zugetragen hat. Bei seiner edlen Gesinnung fürchtete er nämlich, ich könnte aus Mitleid mit seinem Schmerze das Mäd-

chen aufsuchen, auf das Gemüth seiner Geliebten einwirken wollen, während er eine Art Genugthuung daran findet, ihrem Willen buchstäblich zu gehorchen, das Zeichen zu einer Annäherung nur von ihr selbst zu erwarten oder ewig von ihr getrennt zu bleiben. Nur die Vorgänge erzählte er mir, wie ich sie Ihnen mitgetheilt habe. Ermessen Sie daher mein Erstaunen, als ich heut in Cornelia die Heldin seines Romans entdeckte. Sie sagte in ihrer innigen Vertraulichkeit nicht anders aus als er, und von Allem, was sie sprach, hatte ich an seinen Geständnissen im Voraus die Bestätigung der Wahrheit."

„Und sie hat Ihnen auch gesagt," fragte Sombruch, „was der Grund ihrer plötzlichen Abwendung von dem jungen Mann war?"

„So weit bin ich heute noch nicht mit ihr gekommen," erwiederte Hertha, „denn sie eilte fort, um ihren Großvater nicht zu lang allein zu lassen. Wie mir die ganze Sache zu Herzen geht, da ich ja auch an dem unglücklichen Mann das wärmste Interesse nehme, das können Sie sich denken. Und nun sollen zu dem innern Konflikt, der von dem Mädchen selbst ausgeht, noch so furchtbare äußere Schicksale kommen, wie Sie in Aussicht stellen!

Was ist zu thun? Sprechen Sie, Herr Sombruch."

„Ich würde zu einer Abreise rathen," erwiederte er, „aber dazu ist es schon zu spät, man würde die Entfernung verhindern."

„Mein Gott, was kann geschehen!" rief Hertha, „ist denn das Netz schon ausgeworfen, ist das Furchtbarste nicht mehr abzuwenden?"

„Noch ist keine Entscheidung getroffen worden," sagte er; „wenn der Auftrag, den ich hier vollzog, wie ich vermuthe von Hofrath Limbeer ausgeht, dann hat er die ganze Sache in der Hand. Es käme jetzt darauf an, daß er mich ferner in der Angelegenheit gebrauche, dann würde ich endlich in direkte Beziehung zu ihm treten. Da kann man für manche harte Maßregel einen Aufschub erzielen, wenn thunlich, auf die Meinungen einwirken."

„Limbeer," bemerkte die Baronin, „ist mir einmal als ein Bekannter meines Schwiegersohns vorgestellt worden und kommt viel zum französischen Gesandten, hat sich aber sonst von mir auffallend fern gehalten. O, wenn Sie ihn bestimmen könnten, wenigstens schonend vorzugehen. Sie sagten, daß ich Ihnen mit etwas dienen könne, Herr Sombruch!

Sprechen Sie. Meine Dankbarkeit würde keine Grenzen kennen, wenn ich unschuldige Menschen, die mir noch dazu persönlich nahe gehen, vor Unheil bewahren könnte.

Für Sombruch war nun der Augenblick gekommen, seine eigene Angelegenheit in den Vordergrund treten zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Der Mann, der niemals eine Scheu kannte, wenn er im Dienst völlig fremden Personen Fragen zu stellen hatte, die in ihr intimstes Leben eingreifen mußten, er war im Bewußtsein, ein nur ihn selbst betreffendes Geschick jetzt gleichsam in's Rollen bringen zu müssen, von einer ihm neuen Beklommenheit erfaßt.

„Frau Baronin," begann er, „Sie sind, wie ich glaube, mit der gräflichen Familie Horstell in Verwandtschaft?"

Hertha war von der Frage aus dem Grunde unangenehm berührt, weil sie meinte, es wäre des Inquirirens nun genug und der Mann vor ihr würde sich endlich von seiner nichtamtlichen Seite zeigen. Doch antwortete sie bereitwillig: „Ich bin eine geborne Gräfin von Horstell."

„In welcher Beziehung, sagte er weiter, „stehen Sie zu einem Grafen Heribert von Horstell. Kennen Sie ihn persönlich?"

Die Baronin warf, als sie diesen Namen hörte, einen Blick des Staunens auf den Sprechenden. Zugleich überkam sie die Furcht, sie wäre in eine Falle gegangen. Die vertraulichen Mittheilungen, zu denen sie sich hatte hinreißen lassen, im Drang, Unglückliche zu retten, wären nicht einem freundlich zur Hülfe sich Anbietenden in die Seele, sondern dem aufmerksamen Kriminalbeamten in das Ohr gelegt worden. Solchen Zweifeln und Beängstigungen resolut eine Ende zu machen, sagte sie:

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Herr Sombruch, daß ich nicht darauf vorbereitet war, Sie würden das Verhör, das Sie mit mir anstellten, weiter fortsetzen; Sie ließen mich vermuthen, daß Sie ein persönliches Anliegen hätten."

Er sah nun wohl ein, daß er aus Gewohnheit des Berufes den Ton verfehlt hatte und empfand lebhaft das Bedürfniß, Vertrauen zu geben und folglich auch zu erwecken. Die Frau ihm gegenüber stimmte ihn zu einem eigenthümlichen Wohlgefallen, das weit davon entfernt war, sich auf die Vorzüge ihrer äußern Erscheinung zu beziehen.

Selbst Jugend und vollendete Schönheit hätten nicht vermocht, dem vom Verlust seines Theuersten noch so schwer Getroffenen etwas Anderes als objektive Beobachtung abzugewinnen. Allein der Herzenston, der aus ihren Mittheilungen klang, wenn sie unbefangen sprach, verbunden mit der Vorstellung, daß diese Frau an so vielen Stätten menschlichen Leidens wie ein tröstender Engel auftrat, hatten dem finstern, durch Erziehung, Schicksal und Beruf menschenfeindlich gewordenen jungen Mann gleich im Anfang dieser Begegnung ein ihm bisher unbekanntes Gefühl von Werthschätzung Anderer erregt. Jetzt, da er an sein Geheimniß rühren sollte, an den Kummer um das Verlorne, der nicht einmal ein reiner, sondern ein durch furchtbare Gedanken verbitterter Schmerz war, brachte ihn die Gegenwart dieser Frau zu einer Sehnsucht nach Mittheilung, nach vertrauendem Anschluß, zu einem Bedürfniß nach Freundschaft, das ihm bisher, trotz der Einsamkeit, der Gemiedenheit seiner Existenz, unbekannt geblieben war. Die letzten Worte der Baronin dienten nur dazu, ihn zum Ausdruck seiner Empfindung hinzureißen.

„Es ist kein Verhör,“ rief er lebhaft, „ich frage nur, was mich selbst angeht. Sie haben

mir Vertrauen geschenkt und meine Hülfe in Anspruch genommen; ich will das Gleiche thun, Vertrauen geben und um Hülfe bitten. Lassen Sie sich es darum gefallen, Frau Baronin, daß ich Ihnen das Bild eines unglücklichen Lebens, den Gemüthszustand eines schwer heimgesuchten Mannes entrolle, Sie werden dann einsehen, daß meine Frage nach dem Grafen Horstell keine Angelegenheit des Amtes ist, sondern mein eigenes innerstes Herz betrifft."

Und er erzählte ihr seine Geschichte. Die Wärme und Leidenschaft, womit er Ulrike schilderte, hätte auch eine für rein menschliche Regungen minder Empfängliche, als die Baronin, überzeugen müssen, daß es keine listige Berechnung war, was diesen Mann zum Sprechen brachte.

Indem er nach Auseinandersetzung alles Dessen, was ihm Ulrike gewesen war, von der Entdeckung einer unvermutheten Kostbarkeit des hinterlassenen Schmuckes sprach und die entsetzliche Folgerung darlegte, die sich für ihn aus dieser Entdeckung ergab, war er doch bemüht, sowohl um die zarte Weiblichkeit seiner Zuhörerin, als um das Andenken der Verstorbenen zu schonen, dem Schmuck bloß die Bedeutung zu geben, daß ein Verehrer von

Ulrikens Schönheit sein vergebliches Werben dadurch hätte unterstützen wollen. Dem Scharfsinn der Baronin blieb es überlassen zu erkennen, daß er an die unverzeihlichste Schuld seines Weibes glaubte, das sonst keine Ursache gehabt hätte, ihm den Besitz des kostbaren Gutes zu verheimlichen und zu diesem Zweck die imitirten Perlen ankaufen zu lassen. Er gestand nun, daß er, obgleich berufsmäßig gewohnt, die versteckten Wege menschlicher Ränke auszuforschen und zu überschauen, keinen Anhaltspunkt habe, auf irgend einen Andern als auf den ihm unbekannten Grafen Heribert von Horstell den Verdacht zu werfen, der Geber des Schmuckes gewesen zu sein.

„Ulrike," beschloß er seine Mittheilung, „hat unter all' den fremden Menschen, die in ihre so stille Existenz hineinzuschimmern versuchten, nur diesen einzigen Namen mit einiger Theilnahme ausgesprochen. Freilich mußte ich glauben, dieser Antheil gelte bloß der Schwester des Grafen, die als Nonne in demselben mährischen Kloster lebt, wo ich Ulrike unterrichten ließ. Als sie mir in Wien den Namen des Grafen nannte, weil er gerade hier anwesend war, achtete ich nicht darauf, jetzt aber erinnere ich mich, jetzt finde ich es auf-

fallend, daß sie von ihm nicht mehr gesprochen hat, nachdem sie so lebhaft gewünscht, Nachrichten von der Nonne zu empfangen, die nur der Bruder derselben ihr geben konnte. Wie alt ist dieser Graf? In welchen Verhältnissen lebt er? Weßhalb kam er nach Wien und mit wem hat er hier verkehrt? Das ist es, Frau Baronin, was ich von Ihnen zu erfahren wünsche und durch jede nähere Auskunft mehr, die Sie mir über ihn geben können, erhöhen Sie auch meine Verpflichtung, meine Bereitwilligkeit, Ihnen in den Dingen, an denen Ihrerseits das ganze Herz zu hängen scheint, mit allen meinen Kräften zu dienen."

Die Baronin hatte ihn mit aufmerksamster Theilnahme angehört. Sie besaß ohnehin jene Fähigkeit, die in der guten Gesellschaft unerläßlich ist, l'art d'écouter, im höchsten Grade, hier kamen aber außer dem Wunsche, den Mann für das Interesse Cornelia's günstig zu stimmen, noch besondere Umstände hinzu, um ihr ein ermuthigendes, durch kluge Zwischenreden anregendes Zuhören natürlich zu machen: zuerst nämlich, daß der Name eines ihrer Verwandten dabei im Spiel war, sodann aber, daß Sombruch selbst, je mehr sie ihn beobachtete und in dem Maße, als mit der Ent-

faltung dessen, was er litt, seine eigentliche Natur zum Vorschein kam, ihr immer größere Sympathie abgewann.

Er selbst hatte sich durch den wohlthuenden Antheil, den sie verrieth, dazu verleiten lassen, seine Karten offener auf den Tisch zu legen, als es ursprünglich seine Absicht gewesen sein konnte. Sie bezeugte ihm dieß selbst durch die ersten Worte, die sie ihm entgegnete:

„Sie wollen ohne Zweifel Rache an dem vermeintlichen Verführer nehmen und verlangen von mir, seiner Verwandten, daß ich Ihnen den Weg zeige, zu ihm zu gelangen? Seien Sie aber unbesorgt! Ich kann Ihnen die genauesten Aufschlüsse über den Grafen geben, ohne ihn im Geringsten zu gefährden. Ein einziges Wort wird genügen, um Ihnen zu beweisen, daß Ihr Verdacht in eine irrige Richtung gerathen ist. Graf Heribert von Horstell, der Mann, dem Sie Leidenschaft für das Weib eines Andern zutrauen, ist derselbe Mann, der für Cornelia Scartelli entbrannt ist, derselbe Mann, der seit Jahren keinen andern Gedanken kennt als dieses Mädchen und kein anderes Lebensziel, als der Geliebten seine Hand zu reichen. Mein Staunen war groß, als Sie vorhin seinen Namen

aussprachen, unmittelbar nachdem ich Ihnen Cornelia's Vergangenheit erzählt; ich mußte glauben, daß Sie von ihrer Beziehung zu ihm bereits unterrichtet seien; daß Sie davon nichts wußten, wird mir durch Ihre falsche Vermuthung ganz klar."

Sombruch war nach seiner Weltkenntniß, nach seiner Auffassung der Menschen weit entfernt durch den Umstand, daß Graf Horstell eine Andere liebte und an die Ehe mit ihr dachte, seinen Verdacht für entkräftet zu halten. Welche Abenteuer laufen nicht bei reichen jungen Männern nebenher, auch wenn sie gerade einen ernsten Lebenszweck verfolgen! Doch hielt er es weder für schicklich noch für ersprießlich, seine Ansicht hierüber der Baronin Ambort zu offenbaren, vielmehr sollte ihre Bereitwilligkeit, ihm Mittheilungen über den Grafen zu machen, nicht beirrt werden. Er sagte daher:

„Wenn auch der junge Mann nicht selbst eine Rolle in der dunklen Geschichte gespielt hat, so könnten doch vielleicht die geselligen Beziehungen, die er in Wien hatte, seine Neigungen, seine Bekanntschaften, mich auf die richtige Spur leiten."

„Heribert ist nur entfernt mit mir verwandt," versetzte sie, „er entstammt einem andern Zweig des Geschlechtes, der hauptsächlich in Mähren be-

gütert ist. Dennoch näherte er sich mir mit verwandtschaftlicher Wärme, als er hier war, nannte mich Tante, und sein Leben ist ziemlich durchsichtig. Er wurde hier in der Ritterakademie, im Theresianum erzogen, war dann einige Zeit Offizier, was ihm bei dem beständigen Frieden, den wir haben und bei der Versetzung nach langweiligen Garnisonsstädten nicht behagen konnte. Er quittirte und kam nach Wien, um die Vergnügungen der Stadt, die er früher nur unter der strengen Aufsicht des Institutes kennen gelernt, recht aus dem Grunde zu genießen. Damals war Sommer, ich in Baden, und er kam nicht zu mir. Seine Familie ist aber streng katholisch, sehr religiös; seine ältere Schwester wollte nicht heirathen und ging aus innerem Beruf ins Kloster, wodurch nebenbei der größte Theil ihres Besitzthums auch ihm, dem Majoratsherrn, zufiel. Von der frommen Gesinnung der Seinen ist so viel auf ihn übergegangen, daß sich annehmen läßt, auch sein Lebenswandel werde ein wohlgefälliger gewesen sein."

„Ein tugendhafter Lieutenant," dachte Sombruch mit einem unterdrückten Lächeln, fragte aber nur: „Und Sie kannten ihn damals nicht, gnädige Frau?"

„Wie gesagt, nein; er wurde durch den Tod seines Vaters von Wien abgerufen und trat in den Besitz der Güter. Nach Ordnung der materiellen Angelegenheiten ging er auf Reisen und hielt sich besonders lange in Italien auf. Sie wissen bereits, wie sich das Schicksal seines Herzens dort entschieden hat. Nach seiner Heimkehr warf er sich mit so viel Eifer, als ihm seine Leidenschaft übrig ließ, auf die Bewirthschaftung, auf den Landbau. Er fand darin, wie er mir später sagte, zuerst eine Beschwichtigung seiner Ungeduld und dann, als sich ihm Cornelia so seltsam entrissen hatte, an der Beschäftigung mit der Natur einigen Trost. Auch brachte ihn nur seine Betheiligung an der landwirthschaftlichen Gesellschaft im vorigen Jahre nach Wien; das ist ja eben die Zeit, die Sie interessirt, Herr Sombruch, und in der ich ihn kennen lernte.“

„Und wie war er da?“ fragte der gespannt Zuhörende.

„Melancholisch, wie Sie wohl denken können. Er besuchte zwar die Gesellschaften seines Standes, auch einige Künstler, Dichter; Lebemänner drängten sich ohne seine Bemühung eifrig um ihn, ich weiß, daß besonders Herr von Genickstein sich ihm attachirte —“

„Der Börsenmann und Kavalier zugleich! unterbrach Sombruch unwillkürlich, froh, an dem Namen dieses Mannes einen Anhaltspunkt für weitere Forschung zu haben.

„Ja wohl!“ sagte die Baronin mit Lächeln, „das fängt jetzt an, sehr mit einander in Uebereinstimmung zu kommen. Das Haus, das Genickstein vertritt, ist auch mein Bankier. Er ist, wie man sagt, gebildet und liebenswürdig, in seinen freien Stunden soll er ein wirklicher Edelmann sein.“

Das Gesicht der Sprechenden bekam durch das unbefangene Lächeln bei diesen Worten einen höchst gewinnenden Ausdruck.

„Graf Horstell hat wohl mit sehr viel Anhänglichkeit von Herrn von Genickstein gesprochen?“ fragte Sombruch.

„Anhänglichkeit? Nein! Heribert bewunderte, daß jener Herr mit allen Kreisen der Stadt bekannt, mit den Geheimnissen aller Stände genau vertraut war, und betrachtete ihn nur als seinen ersten Cicerone in Wien.“

„Aber,“ unterbrach sich die Baronin, „es gibt ja einen viel einfachern Weg, Sie zufrieden zu stellen, ich habe dem Grafen schon einmal geschrieben, ich kann es wieder thun und ihn um

Alles befragen, was Ihnen zu wissen wünschenswerth sein mag.“

„Gnädige Frau,“ sagte Sombruch, indem er sich erhob, „ich habe Ihnen das größte Zeichen von Vertrauen gegeben, das mir jemals ein fremdes Wesen abzugewinnen vermochte. Mit dem Geständniß meiner Lage, meiner Pein habe ich Ihnen meine Ehre, die Ehre meines armen Weibes anvertraut. Indem ich dieß that, wußte ich genau, in welch' edle Hände ich mich gebe. Sie leisten mir den größten Dienst, wenn Sie den Grafen zu den offensten Mittheilungen über seinen letzten Aufenthalt in Wien veranlassen. Nur darf er nicht ahnen, daß von irgend Jemand Gewicht, und so großes, auf die Kenntniß dieser Umstände gelegt wird. Sollte ich nicht täuschen, sollte er keinen Zusammenhang irgend einer Art mit Ulrike gehabt haben, so darf er nicht einmal wissen, daß eine solche Beziehung vorausgesetzt wurde.“

„Seien Sie unbesorgt,“ erwiederte die Baronin, „ich achte die Delikatesse Ihrer Empfindung und werde sie zu schonen und Ihnen doch zugleich zu dienen wissen.“

„Was den Dienst betrifft, den ich Ihnen leisten möchte, Frau Baronin, so will ich nicht eine Sylbe

mehr versprechen, als ich je zu erfüllen im Stande bin. Das ist vorläufig fast Nichts. Das Weitere hängt davon ab, ob mich Hofrath Limbeer mit der Sache betraut. Bisher hat er mich gar nicht beachtet. Sollte sich hierin eine Aenderung zeigen, so werde ich Ihnen sogleich Nachricht geben. Nur wahren Sie auch hierin, im Interesse Derjenigen, denen Sie nützen wollen, das tiefste Geheimniß."

„Ich bin Ihnen dankbar, Herr Sombruch, und —"

Die Baronin hielt inne, als müßte sie noch einmal bedenken, was sie sagen wollte, fuhr aber dann entschlossen fort:

„Wir haben entgegengesetzte Lebensanschauungen. Sie sehen überall das Schlechte, Laster und Verbrechen; ich habe die Menschen selbst dort, wo Noth und Elend auf nichts als gewaltthätige Handlungen hätten schließen lassen, meistens gut und manchmal edel gefunden. So kann ich denn Ihren düsteren Befürchtungen recht aufrichtig eine andere Meinung entgegensetzen. Nicht nur den Grafen Horstell werden Sie zuletzt unschuldig finden, auch die Todte, deren Andenken Ihnen so theuer ist, das Sie so heilig halten möchten. Ich habe sie nicht gekannt, aber was Sie mir mittheilten, daß

sie aus Armuth und Entbehrungen aller Art zu Ihrer Liebe emporgehoben wurde, birgt mir dafür, mag es auch nur ein unbestimmtes Vorgefühl sein, daß keine Schlechtigkeit vorfiel."

Sombruch war zu sehr der Mann, bei dem Thatsachen allein galten, als daß er auf diese Worte großen Werth gelegt hätte, doch empfand er dankbar die freundliche Absicht und sagte:

„Ich werde also wieder erscheinen, sobald ich Ihnen melden kann, ob ich dem Hofrath näher zu kommen einige Aussicht habe."

„Und wenn damit zu lange zu warten wäre, so kommen Sie, um zu sehen, ob nicht ein Brief vom Grafen Horstell an mich eingetroffen ist."

Sombruch verbeugte sich und ging. Als er durch das Zimmer schritt, in welchem früher Trogau gesessen, fand er es bereits leer. Selbst die Neugier, was seine Freundin wohl mit der Polizei zu verhandeln haben konnte, vermochte nicht, den Mann der Gewohnheit eine Minute länger als sonst auf seinem Sitz festzuhalten. Kaspar, in dessen Zügen sich das Erstaunen über den Besuch in Folge der Dauer desselben gleichsam eingemauert hatte, öffnete ehrfurchtsvoll alle Thüren. Sombruch nahm den Ausgang zur Bastei, von der die Treppe unmittel-

bar zum Thor hinabführte, das er durchschreiten mußte, um über die Glacien nach der Alservorstadt in seine Wohnung zu gelangen. Es schlug zehn Uhr, als er die Treppe hinabgestiegen war; er blieb einen Augenblick nachdenkend stehen und wendete sich dann statt nach dem Thor nach der Stadt zurück.

Die bei Tage so belebten Straßen Wiens sind nach acht Uhr Abends schon vereinsamt wie die Gassen einer Landstadt. Mehr Wagen als Menschen sind sichtbar, und gegen zehn Uhr hört man nur mehr das verhallende Rollen der aus den Theatern heimfahrenden Equipagen. Nichts störte den Gedankengang, der Sombruch veranlaßte, nach einem so schmerzvollen und bewegten Tage noch immer nicht die Ruhe aufzusuchen.

Die Worte, mit denen die Baronin ihr Vertrauen auf die Unschuld Ulrikens so zuversichtlich geäußert, hatten in ihm nachzutönen begonnen, als er das Haus auf der Löwelbastei verlassen. Legte er nicht vielleicht zu viel Gewicht auf die Bewerthung der Perlen durch den Schätzmeister Dolling? Freilich war es undenkbar, daß der gewiegte Kenner solcher Gegenstände einen so kolossalen Irrthum begehe; hatte er sich doch selbst erboten, die beträchtliche Werthsumme auszubezahlen. Eher war

es möglich, daß der Verkäufer imitirten Schmuckes, der Jude in der Kohlmessergasse, Dromberger mit Namen, einen Fehlgriff gethan hätte. Es konnte allerdings nicht als wahrscheinlich angenommen werden, aber mußte Sombruch nicht auch erforschen, wie es sich mit der Auslieferung des Schmuckes an Ulrike überhaupt verhalten hatte?

Dromberger konnte noch heute zu sprechen sein, denn Dromberger „machte ein Haus“. Er war ein überaus mageres Männchen von sehr gemüthlichem Aussehen, und Niemand hätte geahnt, wie viele Geschäfte und Interessen bei dem kleinen Mann Platz fanden. Er war ursprünglich Juwelier, und die genaue Kenntniß der echten Steine befähigte ihn, einen Handel mit falschen zu eröffnen. Nebenbei ging er an die Börse, lieh ferner in sehr diskreter Weise, nämlich nur Personen aus den besseren Ständen, die ihre Bedürftigkeit verheimlichen wollten, Geld auf Pfänder, eskomptirte manchmal ein dubioses Wechselchen und war bei dem Allen als zärtlicher Familienvater stets darauf bedacht, seinen beiden Töchtern eine vornehme und gebildete Erziehung zu geben. Sie hießen Flora und Lydia, denn gewöhnlichere Namen hätten dem feinen Geschmack Dromberger's nicht genügt, obgleich er von der zärt-

lichen Gewohnheit nicht lassen konnte, seine große und dicke Ehehälfte wie in den Tagen des Kosens noch immer „Gütele“ zu rufen, eine unaufgeklärte Verkürzung eines semitischen Eigennamens. In Folge der angestrebten Vornehmheit und Bildung gab er zuweilen heitere Abendgesellschaften in seiner, zwar nicht in einem eleganten Stadttheil gelegenen, aber räumlichen Wohnung. Er verband mit seinen „Soiréen“ den Ehrgeiz, sich angesehenen Familien zu nähern, die „schönsten Leute“ bei sich zu sehen. Auch nahmen einige Künstler, Schriftsteller von Namen, ältliche Junggesellen gerne die Einladung an, denn die Küche, welche „Gütele“ regierte, war berühmt durch manches eigenthümlich und köstlich mundende nationale Gericht. Selbst verheirathete Männer aus der höheren Kaufmanns- und Beamtenwelt nahmen mitunter an den Abendgesellschaften Dromberger's Theil, nur zufällig ohne ihre Frauen und Töchter.

Konnte nicht gerade heute Soirée bei Dromberger sein? dachte Sombruch, als er sich der Stadt zuwendete. Er wußte, daß dieß die passendste Gelegenheit wäre, seine delikate Sache auf eine geschickte und unauffällige Weise zur Sprache zu bringen.

Zwar war er nicht speziell in die Gesellschaft geladen, falls eine solche an diesem Abend stattfand, allein Dromberger hatte ihn noch bei jeder Begegnung aufgefordert, sein Haus zu beehren und ihm gesagt, daß er ein- für allemal gebeten sei.

Sombruch war sich vollkommen klar über sein wahres Verhältniß zu den verschiedenen Schichten der wiener Bevölkerung. Von den untersten Ständen war er gefürchtet und gemieden, von den höheren übersehen. Die Gebildeten, die bereits von politischen Ideen bewegt waren, verachteten ihn wie Alles, was mit der Polizei in Verbindung stand, wie es denn charakteristisch für das vormärzliche Staatsleben war, daß die Polizei nicht als ein nothwendiges, die Gesellschaft schützendes Institut, sondern als ein ihr feindliches gehaßt war. Nur Einige, die in das offizielle Wien mehr eingeweiht waren, fanden Sombruch wegen seiner Erfahrungen auf kriminalistischem Gebiet und weil ihn sein Charakter von jeder gemeinen politischen Angeberei ferne hielt, sehr interessant. Außerdem waren ihm die zu einem wohlhabenden Bürgerthum erst Aufstrebenden, die überall Anhaltspunkte und Protektion suchten, mit Aufmerksamkeit zugewendet, und wie Dromberger gab es Viele, die sich eine besondere

Ehre daraus machten, mit Sombruch, als einem kaiserlichen Beamten, freundschaftlich zu verkehren oder als Bekannte vor ihm zu gelten.

Bei Dromberger kam noch ein besonderer Umstand hinzu, um ihm den Kommissär höchst wichtig zu machen. Dromberger war Jude und kannte kein höheres Trachten, als die sogenannte „Toleranz" zu erhalten. Gesetzlich durfte damals in Wien kein Jude eine bleibende Niederlassung haben. Einige jüdische Familien jedoch, deren Voreltern sich irgendwie verdient gemacht hatten, wurden geduldet, „tolerirt", und nahmen die übrigen zahlreichen Juden Wiens — „in Schutz", das heißt gaben sie bei den Behörden für ihnen unentbehrliche Gehülfen oder Diener aus.

Dieses demüthigende Wort „Toleranz", welches das ursprünglichste aller Menschenrechte, das zu existiren als abhängig von gnädiger Duldung bezeichnet, das Schmachwort Toleranz war für die wiener Juden ein Ziel des Ehrgeizes geworden, sie waren stolz wie auf einen Orden oder Adelsbrief, wenn man sie — Tolerirte nannte.

Dromberger hatte schon Jahre lang daran gearbeitet, die Toleranz zu erlangen, und gegenwärtig waren ihm dafür schon große Hoffnungen gemacht

worden. Baron Münch-Bellinghausen, der Dichter Friedrich Halm, war damals Präsidialvorstand des bezüglichen Departements und Dromberger hatte seiner Sache nicht wenig durch eine Audienz genützt, die er bei dem Baron genommen, um eine beschleunigtere Entscheidung zu erbitten. Man war damals mit der Vorbereitung zur ersten Aufführung des Trauerspiels von Friedrich Halm: „Ein mildes Urtheil" beschäftigt, und Dromberger, als er entlassen wurde, sagte zum Baron: „Ich warte, sowie die ganze Stadt, sehnsüchtig auf — ein mildes Urtheil."

Sombruch, der zufällig in das Departement zuweilen Einsicht genommen, war mehrmals in der Lage gewesen, Dromberger zu ermuthigen. Wußte er ihm auch jetzt nichts Neues zu bringen, so konnte er doch gewiß sein, mit Ehrerbietung willkommen genannt zu werden.

Durch die Fenster der Wohnung Dromberger's strahlte der Lichterglanz auf die Straße herab. Sombruch fragte sich nicht, ob sein Gemüth in der Verfassung sei, an einer heitern Gesellschaft theilzunehmen. Von den Leuten, die da oben versammelt waren, konnte Niemand wissen, daß er an demselben Tag seine Frau begraben hatte und

wie ihm zu Muthe sein mußte. Für sein Herz aber fürchtete er nicht den Kontrast mit der Umgebung; in der rastlosen Energie, die ihn antrieb, hätte er, um seinen Zweck zu erreichen, eine Hölle und ein Paradies mit gleicher Unempfindlichkeit betreten. Er stieg die Treppe hinauf.

Sechstes Kapitel.

Zu einem Huissier, zu einem anmeldenden Diener, hatte sich Dromberger's Kenntniß des eleganten Weltlebens noch nicht aufgeschwungen. Man fand zwar helfende Hände genug, um im Vorsaal die Oberkleider abzulegen, trat aber dann ohne Weiteres in den Salon. Dort kam der Hausherr jedem neuen Gaste sogleich mit freundlicher Bewillkommnung entgegen und die Tiefe seiner Verbeugungen war ein genauer Gradmesser der sozialen Höhe des Gastes.

„Es ist mir eine ausgezeichnete Ehre, ich bin außerordentlich erfreut."

Der kleine Dromberger schien völlig zu wachsen, als er den Eingetretenen mit diesen Worten empfangen hatte.

„Gütele, Herr von Sombruch!" rief er dann

mit lauter Stimme, die man in der ganzen Enfilade der Zimmer hören mußte.

„Schade,“ sagte er dann, den Gast weiter geleitend, „daß Sie nicht eine halbe Stunde früher gekommen sind. Meine Flora hat begleitet.“

„Begleitet?“ fragte Sombruch mechanisch, während er die Verbeugungen der Herren erwiederte, an denen er vorüberschritt.

„Ja, sie hat begleitet,“ fuhr der Hausherr fort, „und Herr von Schmöller hat aus Gefälligkeit dazu gesungen. Sie müssen wissen, daß meine Flora eine ausgezeichnete Klavierspielerin ist. Ich halte ihr jetzt auch den Professor Fischhof, der verlangt zwei Gulden Münz' für die Stunde, es ist aber nicht der Rede werth.“

Sombruch hatte sich mittlerweile bis zur Hausfrau durchgearbeitet, die neben einer gleichbeleibten Dame auf dem Sopha saß und von der Begrüßung des Herrn kaiserlichen Kommissärs so geschmeichelt war, daß sie sich sogar erhob, während sie sonst die Begrüßung der Angekommenen nur mit einem gnädigen Kopfnicken erwiederte. Als ob ihr nachträglich einfiele, daß sie ihrer Würde dadurch vielleicht zu viel vergab, sagte sie: „Wir gehen gerade zu Tisch, darf ich bitten?“

Die Honoratioren der Gesellschaft und die verheiratheten Leute darunter nahmen an einer großen Tafel Platz, während das junge Volk sich an kleinen Tischen im Nebenzimmer einnistete. Man machte möglichst „bunte Reihe", was bei der geringen Anzahl von Damen nicht skrupulös durchzuführen war. Sombruch bekam seinen Platz neben der Hausfrau, deren andere Seite der schon erwähnte Herr von Schmöller einnahm, neben dem sich die dicke Leinwandhändlerin vom Kienmarkt befand, die früher den Sitz der Hausfrau auf dem Sopha getheilt hatte.

Schmöller war ein kleiner alter Herr mit einer Perrücke und einem dünnen Stimmchen, das um so mehr dem Klang einer Kindertrompete glich, als er beständig durch die Nase sprach. Ungeachtet dieses nicht von Jedermann für musikalisch erachteten Organs sang er gern in Gesellschaften die „Adelaide" von Beethoven. Dieß war jedoch nicht seine einzige Kunst, ihn zeichnete vielmehr das Genie eines maître de plaisir aus. Unerschöpflich an neuerfundenen Späßen, die er bei Abendunterhaltungen in Szene setzte und wobei er selbst am meisten agirte und deklamirte, benützte er die Augenblicke, in denen er auf einem Stuhle fest-

sitzen mußte, zum Erzählen von Anekdoten. Dießmal regalirte er mit dieser Köstlichkeit nur die beiden korpulenten Damen, zwischen denen er saß, indem er halblaut zu ihnen sprach und den übrigen Tischgästen unhörbar blieb. Die Ursache dieser Diskretion war die Anwesenheit des Schriftstellers Köstlein, eines jovialen Sechzigers, der durch die großen Gläser seiner goldenen Brille sehr lustig in die Welt blickte. Köstlein war selbst ein Kenner und Sammler aller erdenklichen Anekdoten, so daß Schmöller fürchtete, von der schriftstellerischen Autorität kontrolirt, korrigirt, überhaupt unterbrochen zu werden. In der That mußte sich Schmöller mit dem Beifall der zwei Frauen begnügen, während Köstlein, der auch gar gerne sprach und erzählte, obgleich ihn nur seine Vorliebe für die Fischgerichte Gütele's in das Haus zog, die Aufmerksamkeit der übrigen Tischgesellschaft für sich gewann.

Zuweilen wurde diese Aufmerksamkeit durch das erschütternde Lachen der beiden von Schmöller unterhaltenen Frauen einige Augenblicke lang gestört.

Die Beleibtheit der beiden Damen bewirkte, daß ihr Lachen sich zu einer mächtigen auf und nieder wogenden Bewegung ihrer Schultern, ihres ganzen Oberkörpers gestaltete. Sie lachten in der

Form eines Erdbebens und die Tafel gerieth in's Schwanken. Sogar auf das Nebenzimmer schien die Erschütterung sich fortzupflanzen, denn jedesmal, wenn das Ereigniß eintrat, erschien entweder Flora, die an Korpulenz ihrer Mutter glich, oder Lydia, die schwarz und mager wie ihr Vater war, angeblich um Mama auf die Stirne zu küssen, in Wahrheit aber, um von der erzählten Anekdote auch etwas abzubekommen.

Schmöller erhob sich in diesem Falle galant und bestand darauf, daß das Fräulein seinen Platz am Tisch für ein Weilchen einnehme. Er lief inzwischen in das Nebenzimmer, um auch dort die Anekdote mitzutheilen und erst in dem Moment zurückzukehren, da das brausende Lachen auch aus dem Nebenzimmer scholl. Dann erhob sich das Fräulein rasch, um das Gewünschte dort zu erfahren; bevor ihr jedoch damit gedient werden konnte, ging hier schon wieder eine neue Erderschütterung los, die das Fräulein wieder an die große Tafel lockte, so daß der Genuß der Anekdote in beständiger Perpendikelbewegung vergebens verfolgt wurde.

Sombruch war nicht in der Laune, den einzigen Zweck seiner Anwesenheit auch nur eine Sekunde außer Augen zu lassen, und er kam zu dem Ent-

schluß, einen kühnen Versuch zu wagen, Dromberger noch bei Tische vor allen Gästen zum Sprechen darüber zu bringen, ob die Perlen, die er ihm für fünf Gulden abgekauft, irgend eine Geschichte haben. Denn nur als harmlose Unterhaltung konnte die Wahrheit herausgebracht werden; wenn Dromberger etwas auf dem Gewissen haben sollte, so war er im Eifer des gesprächigen Wirthes weniger auf seiner Hut und leichter zu unwillkürlichen Geständnissen fortzureißen, während er in einem geheimen Zwiegespräch eine polizeiliche Nachforschung vorausgesetzt hätte.

Zu diesem Zweck mußte Köstlein erst zu schweigen veranlaßt oder auf ein Terrain gelockt werden, wo Dromberger, der auch gern etwas zum Besten gab, behaglich mitsprechen konnte. Köstlein war gerade bei seinem Lieblingsthema, bei der Besetzung Wiens durch die Franzosen im Jahre 1809, weil er damals Kriegslieder gegen den Feind gedichtet und beinahe eine politische Verfolgung erlitten hätte.

„Das war eine Zeit," sagte er, in seiner Sprechweise den wiener Dialekt nicht vermeidend; „ich weiß gewiß, daß der Kaiser Napoleon selbst in Schönbrunn zum Minister Fouché g'sagt hat: ‚Sö! den Köstlein müssen's mir erwischen.' Die Fran-

zosen sind bei der Leopoldstadt eingerückt. Das war ein Schrecken. Die Narbe hier ist noch von der Zeit her."

„Sind Sie in einem Gefecht mit den Einrückenden verwundet worden?" fragte einer der Gäste.

„Bilei!" (Beileibe) antwortete Köstlein naiv; „ich bin gefallen, wie ich davon gelaufen bin — aber so stark —"

„Gelaufen?" unterbrach Dromberger unwillkürlich.

„Gefallen, daß man mich hat aufheben müssen —"

„Damals sind Sie in das nahe Palais der Gräfin Traun gebracht worden," schob jetzt Sombruch ein, indem er absichtlich diesen unrichtigen Namen wählte, um denselben zur Sprache zu bringen.

„Gräfin Traun?" erwiederte Köstlein, „keine Idee! Man hat mich in's Wackermann'sche Haus gebracht; der jetzige Chef war damals noch ein Bübchen. Nun, den Pepi Wackermann kennen wir ja Alle; er hat neulich wieder eine famose Geschichte gehabt."

„Erzählen Sie!" drang man allgemein in Köstlein. Der Bankier Pepi Wackermann (in Wien werden Alle, die Joseph oder Josephine heißen,

ohne Unterschied der Geschlechter Pepi genannt) war eine namentlich in diesen Kreisen sehr populäre wiener Figur, ein kühner Reiter, der in dieser Beziehung mit dem berühmten ungarischen Grafen Sandor wetteiferte und ein sehr witziger Lebemann. Mehr als durch seine früheren Erzählungen hatte der Dichter Köstlein bloß durch Aussprechen des Namens Pepi Wackermann Spannung erregt — als gerade in diesem Augenblick wieder die Privatunterhaltung Schmöller's mit den beiden Frauen sich in einem Erdbeben des Lachens entlud.

Dromberger hatte schon früher mit Mißfallen bemerkt, daß sich die Gattin dem „höhern“ Gespräch, das der Schriftsteller führte, aus Liebe zu den Anekdoten Schmöller's entzog. Ungeduldig rief er: „Gütele, jetzt sei gebildet!“

Die erschrockene Frau mißverstand die Mahnung; sie meinte, ihre literarische Stunde wäre gekommen und sie müßte nun mit der für solche Fälle stets tauglich befundenen interessanten Bemerkung loslegen. Eine tiefsinnige Miene annehmend, fragte sie den ihr gegenübersitzenden Schriftsteller:

„Was mag Schiller mit dem ‚Mädchen aus der Fremde‘ eigentlich gemeint haben?“

„Das wird Dir Herr von Köstlein später einmal

anvertrauen," sagte der Gatte, „jetzt will er uns etwas von Pepi Wackermann erzählen."

„Sie wissen," begann Köstlein, „er hat immer irgend eine Liaison. Seine letzte war eine Ausländerin, eine baumgroße Frau mit einem putzigen Männlein zum ehelichen Gemahl. Der arme Ehemann kommt halt gerad dazu, wie der Pepi neben der Schönen sitzt, den Arm um sie geschlungen, als wollte er an ihr hinaufkraxeln (klettern). Aufnehmen konnt's der Kleine natürlich nicht mit dem Pepi, ruft also den Bedienten herein und sagt: ‚Johann, wirf diesen Herrn über die Stiegen hinunter.' Da steht der Pepi auf und sieht den Bedienten so imponirend an, daß der zurückweicht und unser Pepi mir nichts dir nichts (ganz unbehelligt) davon geht. Was geschieht? Der Bediente ist natürlich weggejagt worden, kommt aber am nächsten Tag zum Pepi und sagt, er hätte um seinetwillen seinen guten Platz verloren, darum soll ihn der Pepi jetzt zur Entschädigung in Dienst nehmen. Der Pepi aber dreht ihm den Rücken und sagt: ‚Ich kann einen Bedienten nicht brauchen, der die Leute nicht hinauswerfen kann.'"

Man zollte der Geschichte sowohl ihres Helden als ihres Erzählers wegen Beifall.

„Charmant!“ sagte auch Sombruch; „aber ich möchte nur wissen, durch welche Gedankenverbindung ich zu der Meinung kam, Sie wären damals statt in das Haus Wackermann's in das Palais der Gräfin Traun gebracht worden. Ach, jetzt fällt es mir ein! Unser Hausherr ist an dem Irrthum schuld.“

Er wendete sich zu Dromberger, der verwundert dreinschaute.

„Wissen Sie sich noch zu erinnern, daß ich bei Ihnen im vorigen Jahr einen imitirten Schmuck kaufte, eine Perlenschnur mit Fermier?“

„O ja!“ antwortete Dromberger, ohne daß man an seiner Stimme oder an seiner Miene zu erkennen vermochte, ob ihm die Frage gleichgültig oder unangenehm sei. Plötzlich schlug er sich an die Stirn und rief: „Ich habe noch gar nicht gefragt, wie sich Ihre Frau Gemahlin befindet, Herr von Sombruch! Die schönste Frau, die ich in meinem Leben gesehen habe, auf Ehre! Gütele, Du hast damals durch die Glasthür in's Verkaufszimmer gesehen und hast es selbst gesagt. Wie geht es der gnädigen Frau?“

Sombruch überwand die Beklommenheit, die ihn überkam.

„Sie ist — verreist,“ sagte er.

„Aber,“ setzte er rasch mit verändertem Tone fort, „man hat damals überall von einem Collier der Gräfin Traun gesprochen. Der Halsschmuck war völlig berühmt in Wien. Es gab keine solchen Perlen mehr. Wie sind Sie dazu gekommen, die Imitation zu machen? Sie müßten uns überhaupt viel Pikantes und Interessantes über echten und falschen Schmuck erzählen können. Heraus mit der Sprache!“

Dromberger lachte selbstgefällig.

„Ja,“ sagte er, „mit Schmucksachen habe ich ganze Geschichten erlebt, merkwürdig! Was aber das Collier der Gräfin Traun betrifft, so wissen Sie ja selbst am besten, was damit ist.“

„Erzählen Sie nur,“ ermunterte ihn Sombruch, „es wird die Gesellschaft unterhalten, den Fall aus Ihrem Munde zu hören.“

„Nu,“ erzählte Dromberger, „ich weiß nicht, ob das Collier in Wien berühmt wär, wie Sie sagen, mir wenigstens war nichts davon zu Ohren gekommen — bis einmal ein geistlicher Herr zu mir kam und fragte, ob ich es nicht nachmachen könnte. Da müßt' ich es zuerst zu sehn kriegen, sag' ich. Nun, meint er, die Gräfin hat es jetzt

gerade zu ihrem Juwelier Delsotto gegeben, zu dem sie in solchen Sachen allein Vertrauen hat, um die Schließe zu verändern; von Delsotto werden Sie doch schon gehört haben. — Ich hab' lachen müssen. Wie werd' ich Den nicht kennen? — Sie müssen wissen, meine Herren, seit zwanzig Jahren komme ich in das Haus, da hab' ich einmal, wie die Krönung in Preßburg war —"

„Wir wollen indessen nur vom Collier hören," warf Sombruch ein mit einem Lächeln, das der Mahnung, beim Wort zu bleiben, jede Unhöflichkeit benahm.

„‚Nu,' sagt der geistliche Herr, ‚messen Sie nur die Größe der Perlen, nur ungefähr; genau nachgemacht soll nur die Farbe sein und dann die Schließe, wie sie früher war, vor der Veränderung. Sie können dort auch eine Zeichnung davon haben. Und wann kann es fertig sein? Lassen Sie sich Zeit, aber geben Sie einen bestimmten Termin, auf den man sich verlassen kann.'

„Ich war immer ein Mann von Wort, sag' ich zum Geistlichen und gab ihm den Termin. Vom Preis war nicht die Rede. Am bestimmten Tag kommt der Geistliche, sieht sich das Ding an, vergleicht's mit der Zeichnung und ist ganz zufrieden."

„Aber," unterbrach sich Dromberger, „das Weitere geht Sie an, Herr von Sombruch; ich kann mir nicht erlauben, von Ihren Vermögensverhältnissen zu sprechen."

„Reden Sie nur," stieß Sombruch scharf hervor; „ich mache daraus kein Geheimniß, ja" — er zwang sich zu einem Lachen — „es belustigt mich, wenn davon gesprochen wird."

„Nu, ich hab' vergessen zu erzählen, daß ich gleich bei der Bestellung zum Geistlichen gesagt hab', eine solche Arbeit kann ich nicht unternehmen, ohne Gewißheit zu haben, daß sie auch angenommen und bezahlt wird. Darf ich um Ihren Namen und Ihre Adresse bitten, Hochwürden? Er hat seine goldene Dose herausgenommen — ein Prachtstück, sag' ich Ihnen — und wie er langsam die Finger hineintaucht, sagt er: ‚Das brauchen Sie nicht zu wissen, aber ist Ihnen mein Rock nicht eine Bürgschaft? Ich werde kommen und die Arbeit nehmen, sobald Alles daran gemacht ist, wie ich es wünsche.'

„Ich hab' mir den Mann noch einmal angesehen, er war mir gut. Wie er nun an dem bestimmten Tag kommt und zufrieden ist, sagt er, daß am nächsten Sonntag eine Frau kommen wird, vielleicht mit einem Herrn, die Arbeit nehmen und

fünf Gulden dafür bezahlen wird. Ich hab' lachen müssen. So was macht man nicht unter fünfundvierzig Gulden. Wie ich das dem geistlichen Herrn erkläre, zieht er aus seiner Brieftasche vierzig Gulden und sagt: ‚Die Leut', die den Schmuck holen werden, sind sehr arm. Der Mann möchte seiner Frau die Freude machen, aber sie hätte Gewissensbisse und würde das Geschenk gar nicht nehmen, wenn sie wüßte, wie theuer es ist. Im Namen des Mannes zahle ich Ihnen hier dafür die vierzig Gulden, Sonntag bekommen Sie von der Frau den Rest. Sprechen Sie aber kein Wort mit dem Ehepaar, um die List des liebevollen Mannes nicht zu verrathen. Und damit ist der Geistliche fortgegangen und am nächsten Sonntag haben Sie mit Ihrer wunderschönen Frau Gemahlin den Schmuck bei mir abgeholt, Herr von Sombruch."

Sämmtliche Frauen, die am Tische saßen, blickten mit warmer Theilnahme auf Sombruch als auf das Muster eines zärtlichen Ehegatten. Er blieb einige Augenblicke stumm in sich versunken, was zu der Art von Aufmerksamkeit paßte, die er erregt hatte, seufzte aber erleichterter auf, als Frau Dromberger den Moment, in welchem Niemand sprach, dazu benützte, aufzustehen und damit die Tafel auf-

zuheben. Er zog sich während des allgemeinen Geräusches in eine Fensternische zurück, ohne im Stande zu sein, sich über die niederschmetternde Wirkung des Gehörten auf sein Gemüth völlig klar zu werden.

Eine plötzliche Stille trat in der Gesellschaft ein. Sombruch sah auf. Ein neuer Gast war an der Schwelle erschienen, ein schlanker Mann mit bleichem Gesicht und müden Augen in vollendet eleganter Salontoilette. Zugleich hörte man die schneidende Stimme Dromberger's: „Das ist schön, Herr von Genickstein! So spät noch!"

Der Angekommene verbeugte sich vor den Damen und sagte dann zum Hausherrn mit einer eigenthümlichen Freundlichkeit, die zugleich Herablassung war:

„Sie sehen, ich habe Wort gehalten. Ich kann aber nur sehr kurze Zeit verweilen, bin noch an drei Orten gebeten. Vielleicht können Sie mir etwas später zwei Minuten für eine Geschäftssache gönnen."

Und damit begann Herr von Genickstein langsamen Ganges und mit ziemlich hochmüthigen Blicken die Runde durch den Saal zu machen. Er schien nach Personen zu suchen, die er seiner Ansprache für würdig halten konnte. Flora und Lydia be-

kamen jede einige schmeichelhafte Worte über ihr Aussehen zu hören. Köstlein, mit dem er gewiß gerne gesprochen hätte, war bereits verschwunden. Nach aufgehobener Tafel hatte die Gesellschaft kein Interesse mehr für ihn und er sich „französisch empfohlen“, wie er es nannte und wie man es von ihm gewohnt war.

Genickstein's Züge veränderten sich, als er Sombruch erblickte. Die Begegnung machte ihm offenbar Vergnügen. Denn er gehörte zu derjenigen Klasse, die, wie schon erwähnt, Sombruch seiner kriminalistischen Erfahrungen und seines Charakters wegen für höchst interessant hielt. Dieser hätte sich in der fieberhaften Erregung, die ihn durchglühte, nichts Besseres wünschen können, als Genickstein zu treffen, und erwiederte dessen zuvorkommende Begrüßung mit großer Wärme.

„Sie sind hier zu Ihrem Vergnügen, Herr Kommissär?“ fragte Genickstein mit einem vieldeutigen Lächeln.

„Ganz oder vielmehr nur zu meinem Vergnügen,“ antwortete Sombruch mit großer Selbstbeherrschung; „aber ich darf des Guten nicht zu viel thun und ohne Ihr Kommen wäre ich jetzt bereits entwichen.“

„Das Entweichen will mir auch schon in die Beine fahren," sagte der Andere; „warten Sie einen Augenblick, dann gehen wir zusammen."

Er trat zum Hausherrn und zog ihn in eine Ecke, um ihm einen Börsenauftrag für den folgenden Tag zu geben. Das war der geheime Grund seines Kommens gewesen, denn er benützte für solche Geschäfte gerne Personen, von denen Niemand wußte, daß sie für ihn arbeiten. Dieß war bei Dromberger der Fall. Dann verfügte sich Genickstein zur Hausfrau. Nach einigen Reden mit ihr nahm er Abschied. Sie sprach ihr Bedauern aus, daß er schon ging.

„Ich wollte mir es nicht versagen," erwiederte er gemüthlich, „Ihre reizenden Töchter in Gesellschaftstoilette zu sehen, aber ich werde in dringenden Angelegenheiten erwartet."

Sombruch, als er die Abschiedsverbeugungen sah, trat hinzu, um gleichfalls welche zu machen. Dromberger stellte sich den Scheidenden entgegen.

„Sie wollen schon gehen? Wie schade! Bleiben Sie doch! Schmöller wird jetzt bauchreden. Ich sage Ihnen, was der Mann als Bauchredner leistet, das ist noch nicht erhört worden."

Die Vergeblichkeit dieses Verführungsversuches

einsehend, geleitete er die Herren bis in den Vorsaal und endete nicht mit seinen Verbeugungen, bis sie auch diesen verlassen hatten.

Unten stand das elegante Coupé Genickstein's. Die Spätherbstnacht war mild und der Eigenthümer des Wagens gab dem Kutscher einen Wink mit der Hand, worauf jener davonfuhr, ohne das Einsteigen seines Herrn zu erwarten.

Siebentes Kapitel.

„Ich will ein wenig durch die Straßen schlendern, ich habe eine lange, langweilige Nacht vor mir und weiß nicht, was anfangen," sagte der Bankier und Kavalier, sehr im Widerspruch mit der Eile und der dringenden Angelegenheit, die er im Salon Dromberger vorgeschützt hatte, „wollen Sie mich begleiten oder ziehen Sie es vor, allein Ihren Weg zu gehen?"

„Wenn Sie Zeit haben," erwiederte der Andere, „so kommen Sie mit mir zu Gehringer; ich muß nothwendig schwarzen Kaffee nehmen und dort wird noch offen sein."

Gehringer's Kaffeehaus auf dem Kohlmarkt war ein von einer eleganten Herrenwelt besuchtes Lokal, wo weniger Billard gespielt wurde und

deßhalb mehr Stille herrschte als in den ähnlichen Etablissements Wiens.

„Sie glauben nicht,“ sagte Genickstein im Gehen, „was für eine Qual für einen Mann wie ich die Nacht ist. Ich bin schlaflos. Die stupiden Gespräche in den Gesellschaften, so langweilig sie sind, schläfern mich nicht ein, weil sie mich ärgern und folglich aufregen. Frauen, mit denen man auch sprechen muß, interessiren mich wenig mehr, für solche aber, mit denen man ganz schweigend verkehren kann, ist man nicht alle Tage aufgelegt. Lesen? Ich habe zu viel gesehen und erlebt, um die Menschen und die Dinge in den Büchern unterhaltend zu finden. Was aber in aller Welt verleitet Sie, einen Abend in dem Judenhaus zuzubringen?“

Sombruch antwortete mit einer Fabel gewöhnlicher Art und stellte dann gleichgültige Fragen. Was er von Genickstein eigentlich wissen wollte, das fragte er ihn nicht auf der Straße, dazu mußte er ihm bei hellerer Beleuchtung in das Gesicht sehen können.

Sie traten in das Café. Sombruch ging voraus bis in das letzte Zimmer, das völlig leer war, und als sie ihre bestellten Getränke erhalten

hatten, verschwanden auch die Aufwärter. Sombruch wußte wohl, daß der Mann vor ihm nur durch einen jovialen Ton und durch eine sanfte Berührung seiner Eitelkeit in redselige Stimmung zu versetzen war. Er sagte deßhalb:

„Ich habe Sie oft beneidet. Welche Situationen müssen Sie mit Ihrem Genie für Lebenskunst durchgemacht haben! Sehen Sie, ich komme zu Menschen aller Stände, hoch und nieder, muß oft von ihren delikatesten Verhältnissen Einsicht nehmen und bleibe doch überall ein Fremder. Der Grund ist, daß mich die Leute nicht von meinem Amte zu trennen wissen, und so schließen sich mir die Personen nicht auf, denen ich am liebsten näher käme. Sie aber, unbefangen, liebenswürdig, machen sich die Besten aus der crême de la crême zu Freunden, und ich hätte oft viel darum gegeben, mit Manchem nur halb so vertraut zu sein wie Sie.“

„Zum Beispiel?“ fragte Genickstein gleichmüthig, indem er einen Stuhl so vor sich hinrückte, daß er behaglich die Füße darauf stützen konnte; „die Gleichheit des Standes macht freilich viel, aber nicht Alles, da haben Sie Recht. Nun, für welche meiner Bekanntschaften interessiren Sie sich eigentlich?“

Sombruch, den die Vorsicht zu Umschweifen nöthigte, wenn er nicht den Verdacht erregen wollte, im amtlichen Interesse zu sprechen, was sogleich jeden Redefluß zum Stocken gebracht hätte, gab erst nach scheinbarem Nachdenken seine Antwort.

„Ich kann Ihnen unmöglich Alle nennen, mit denen ich Sie schon vertraulich umgehen sah; von Manchen weiß ich auch die Namen nicht oder habe sie vergessen. So sah ich Sie im vorigen Jahre mit einem jungen Kavalier, der mich interessirte, weil man mir sagte, er wäre aus Mähren, mein Landsmann. Und trotzdem weiß ich nicht mehr, wie er heißt?"

„Aus Mähren? War es kein Lichtenstein, Dietrichstein? Mensdorff? Dubsky?"

Sombruch schüttelte bei jedem dieser Namen verneinend den Kopf.

„Horstell?"

„Ganz richtig!" rief Sombruch wie erfreut; „und das Merkwürdige ist, daß ich Gelegenheit suchte, ihn kennen zu lernen, was ich sonst selten verfehle, wenn ich mir es vornehme, und ihn doch gar nicht mehr ausfindig machen konnte."

„Natürlich. Er lebt nicht hier. Und der hat Sie so besonders interessirt?"

Genickstein begleitete diese Frage mit einem geringschätzigen Lächeln.

„Was wollen Sie? Die Landsmannschaft! Sie sind ihm nicht günstig gesinnt?“

„Heribert von Horstell, — nun, ich habe für meine Person nichts gegen ihn. Er hat nur im Umgang mit Weibern eine Art von Diskretion, die nach der Provinz riecht, — d'une lieue. Nach meiner Ansicht sind die Frauen die Quintessenz des Lebens, die unvernünftigen gerade der einzige vernünftige Grund, zu existiren. Es kommt aber beim Verkehr mit ihnen, um sie zu genießen, vor Allem darauf an, wie man sie anschaut. Man muß sie zu unterscheiden wissen. Ich meine nicht nach Rang oder Bildung, ja sogar nicht nach ihrer äußern Erscheinung, so weit sie Jedem in die Augen fällt. Man muß rasch das Temperament des Weibes erkennen, seine innere Neigung und Beschaffenheit, ob es weiß, was sein Beruf ist, ob es in die Sinnlichkeit etwas Uebersinnliches legt, in seiner Hingebung, in Allem, was es spenden und empfangen kann, den Schwerpunkt des Lebens sieht. Ich habe dieß zu meinem Entzücken bei Mancher gefunden, die für häßlich galt, ich habe mich von mancher gepriesenen Schönheit gleichgültig abgewendet.“

Sombruch, für den solche allgemeine Reflexion in diesem Augenblick am wenigsten Reiz hatte, versuchte den Gegenstand seines brennenden Interesses wieder nahe zu legen, indem er sagte:

„Mit welcher Art von Frauen mag Heribert von Horstell verkehrt haben?"

„Auf die Art kommt es nicht an, wenn Sie damit den Stand, die gesellschaftliche Stellung meinen. Doch gibt es auch hier eine Nüance des Verhaltens, die der Graf aus der Provinz nicht gekannt hat. Für eine Sorte von Frauen, die ausgesprochen nur zu einer flüchtigen Verbindung taugt, jeden Augenblick abzubrechen, ist man nicht diskret. Ich war in Paris dabei, als im Jockeyklub ein Vicomte mit Emphase von einer Person sprach, der er gerade eine Wohnung eingerichtet hatte. Sein bester Freund, ein Marquis, ein vollendeter Gentilhomme, hörte zu und spielte Ecarté. Nachdem der Vicomte geendet hatte, sagte der Marquis gelassen: ‚Sie betrügt Dich.' Der Vicomte fuhr auf: ‚Mit wem?' — ‚Mit mir,' antwortete der Marquis ebenso gelassen und spielte weiter. — Sie können wohl denken, daß dieß Gespräch unmöglich gewesen wäre, wenn es sich um eine Frau anderer Art gehandelt hätte.

Dergleichen aber hat keinen Namen, sondern ist — chose."

„Und Herr von Horstell hat solche Verhältnisse geknüpft?"

„Ich habe mich nicht darum gekümmert, welchen Grad seine Beziehungen zu Geschöpfen ohne Namen hatten, sobald ich merkte, daß er lächerlich diskret sein wollte. Vor Allem aber habe ich es ihm verübelt, daß er trotz seiner Jugend die Weiber nicht, wie ich es meine, zu schauen verstand. Obgleich ich auf diesem Gebiet schon ziemlich abgedankt habe, so weiß ich noch drei Frauen in Wien, die ich niemals gesprochen, nur im Salon oder auf der Straße gesehen, in meiner Weise geschaut habe; aber das genügt, um mich in Ekstase zu bringen, wenn ich an eine dieser Drei denke, sie sind das Weib par excellence, die wahre Eva."

Sombruch glaubte in dieser Aeußerung eine Spur zu finden, die auf seinen Gegenstand zurückführen könnte, wenn sie verfolgt würde, und bat in bescheidener Form um eine Schilderung der drei von Genickstein so merklich ausgezeichneten Frauen.

„Zwei davon," sagte dieser, „brauche ich Ihnen nicht zu schildern, nur ihre Namen zu nennen, Sie

kennen sie ohne Zweifel selbst. Die Eine ist Helene von Montandon, Sie wissen ja."

„Die erklärte Geliebte des Hofraths Limbeer? Eine schöne Frau in der That."

„Schön?" rief Genickstein mit an ihm ungewohnter Lebhaftigkeit; „ich weiß das nicht einmal. Daß sie eine Juno ist, eine vollendete, wirkliche Prachtgestalt, das sieht Jeder. In ihren Zügen aber liest Jeder etwas Anderes, Mancher sogar Häßliches und Abschreckendes. Ich aber lese in ihren Zügen das kühnste Aufgeben aller erdenklichen Rücksichten, alles eigenen und fremden Glückes, wenn sie von Leidenschaft ergriffen ist. Sie ist eine Wissende. Sie trägt sich so, daß der Eingeweihte, derjenige nämlich, der zu schauen versteht, bei jeder ihrer Bewegungen erkennt, sie wisse, wo der Werth und der Sinn des Lebens steckt. Bei ihr muß der Mann, den sie begünstigt, keine Schonung finden für irgend etwas, was man sonst heilig oder wünschenswerth nennt, wenn es ihr Glück hindern will. Sie selbst muß bis zum Rasendwerden beglücken können. Ich zweifle, ob Hofrath Limbeer sie von dieser Seite kennt; er ist noch nicht alt, aber zu sehr Wiener, zu bürgerlich geschult. Für die Montandon wenigstens muß

das ganze Verhältniß einen politischen Hintergrund haben."

„Das ist möglich," sagte Sombruch, ohne etwas dabei zu denken, nur um die Konversation weiter zu führen; „und die Andere?"

„Die Zweite, die ich meine? Sie werden lachen, wenn ich sie Ihnen nenne. Sie ist Mutter, sie könnte schon Großmutter sein, — die Baronin Ambort."

„Finden Sie diese Frau so außerordentlich in Ihrem Sinne?"

„Sie ist der vollkommenste Gegensatz zu Helene von Montandon. Sie ist keine Wissende, vielmehr eine Unwissende. Sie hat nie genossen, nie gelebt. Daher ihre Jugendfrische und eine vom Herzen kommende Heiterkeit, die auch nicht von einer Ahnung beschlichen wird, so viel verloren, versäumt zu haben. Wenn sie hierin von der Andern ganz unterschieden ist, so ist sie ihr doch völlig gleich an Reiz und Zauber. Das will sagen, wenn sie einmal zur Kenntniß des Lebens und ihrer weiblichen Gewalt käme, während sie noch immer die Unschuld selbst ist, so wäre sie ebenso beglückend wie Jene."

„Nun," äußerte Sombruch nach einer Pause,

„Sie haben jetzt die Extreme geschildert, die wissende und die unwissende Frau, und Beide in ihrem Gegensatz von gleichem Interesse gefunden. Welcher Reiz kann in Ihren Augen noch für eine Dritte übrig bleiben?“

„Das ist schwer zu sagen,“ erwiederte der Andere; „die Letzte, die ich meine, führt mich auf Graf Horstell's falsche Diskretion, von der ich sprach. Er sagte mir einmal, daß ihm eine merkwürdige Begegnung mit einem weiblichen Wesen aus der ärmern Klasse der Bevölkerung bevorstehe, und zwar eine geheime Begegnung und dennoch an einem öffentlichen Ort, in der Stephanskirche. Da er gesprächsweise Tag und Stunde nannte, selbst den Altar bezeichnete, in dessen Nähe er warten wollte, so fand ich mich zur Zeit auch dort ein, um des Grafen Horstell Geschmack kennen zu lernen. Ich sah ihn auch wirklich bald in's Gespräch kommen mit einer Erscheinung, — ich muß wie ein Ladendiener sagen — mit einem Engel. Da galten nicht mehr die Kategorieen von Wissenden und Unwissenden, um den Zauber zu erklären. Das war die reine Schönheit des idealen Weibes, wie die Natur manchmal, selten, mit liebender Hand es bildet. Das Gespräch

dauerte kaum zehn Minuten. Dann verschwand sie, leicht, rasch, mit unendlicher Grazie entfliehend. Ich hatte sie aber genau gesehen und drückte dem Grafen sogleich meine Bewunderung aus. Nun denken Sie, er weigerte mir nicht nur den Namen der engelhaften Erscheinung, sowie jede andere Angabe, er war auch sehr böse, daß ich mich überhaupt in der Kirche eingefunden und ihn beobachtet hatte. Diskret bei dergleichen Abenteuern! Und der Graf dürfte doch dieses himmlische Wesen aus dem untern Volk um so weniger ernsthaft genommen haben, als er in ganz anderer Richtung wirklich ernsthaft verliebt ist. Natürlich ist er in diesem Punkte von noch größerer Diskretion und ich habe keine Ahnung, mit welcher Familie er sich verbinden will. Nur daß er auf eine Heirath zielt und bis über die Ohren verliebt ist, konnte er nicht verbergen."

Sombruch hatte den letzten Theil dieser Aeußerungen fast nicht mehr gehört. Seine ganze Seele heftete sich an die Vorstellung der weiblichen Erscheinung in der Kirche. Er athmete schwer, und mit zitternder Stimme, der er gewaltsam Festigkeit zu geben suchte, sagte er endlich:

„Sie hatten von der Unbekannten, die mit Hor=

stell in der Kirche sprach, einen so großen Eindruck, Sie müßten mir ein vollständiges Bild von ihr geben können. Wie sah sie aus? Welche Haarfarbe —"

„Da fragen Sie mich zu viel," unterbrach ihn der Andere, „ich würde Ihnen doch immer nur todte Dinge nennen; um das lebendige Weib zu schildern, müßte ich ein Dichter sein. Ein Umstand aber ist mir aufgefallen. Es war draußen heiß, die Kirche angenehm kühl. Wahrscheinlich um diese Erfrischung besser zu genießen, hatte die Schöne ihren Hut abgenommen. Da sah ich, was in Wien vielleicht nicht wieder vorkommt, sie trug kein Ohrgehänge und mit meinem scharfen Glas glaubte ich zu erkennen, daß sie die Ohrläppchen gar nicht durchstochen hatte."

Sombruch wußte genug. Sein Herz pochte zum Zerspringen. Unwillkürlich verdeckte er das Gesicht mit der Hand, als ob er seinen Anblick aller Welt entziehen wollte.

„Sie sind unwohl?" fragte Genickstein.

„Bloß müde," erwiederte der Unglückliche und stand auf.

Auch der Andere erhob sich und sie verließen das Kaffeehaus. Vor der Thüre blieben sie stehen,

um sich von einander zu verabschieden. Da fragte Sombruch noch:

„Sie wissen mir nicht zu sagen, wo Graf Horstell sich gegenwärtig aufhält?"

„Er jagt ohne Zweifel auf einem seiner Güter. Er hat aber versprochen, zu dem Rokokofest nach Wien zu kommen, das Baron Hügel für die alte Esterhazy veranstalten will."

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Genickstein schritt nach der entgegengesetzten Seite dem Graben zu, während Sombruch, innerlich wie gelähmt und sich mit Mühe aufrecht erhaltend, den weiten Weg durch die Herrengasse und das Schottenthor nach der Alservorstadt einschlug.

Bald empfand er nichts mehr von der ermüdenden Länge dieser Strecke. Der Sturm von Gedanken, die ihn durchwühlten, schien ihn zu tragen. Zunächst brachte er Zusammenhang in das Vernommene.

„Das Collier der Gräfin Traun ist also ein Märchen, ausgesonnen, um mir die Lust nach einem solchen Schmuck zu erklären. Graf Horstell ist sehr religiös, so daß er selbst ein Bubenstück nur mit geistlicher Hülfe verrichtet. Man hat ihr

in den Mund gelegt, wie sie mich zu täuschen habe. In der Kirche wurden ihr die Listen beigebracht; in der Kirche hat sie den Grafen Horstell gesprochen, vielleicht an demselben Sonntag, an dem der falsche Schmuck gekauft wurde. Dort haben sie die Zusammenkunft verabredet, bei der sie den echten dafür bekam.

„Tod und Teufel! Warum lebt sie nicht mehr, daß ich sie erwürgen könnte! Er aber lebt noch!“

Sombruch blieb stehen und legte die Hand auf seine Brust, wie ein anderes Selbst, welches dasjenige, das in ihm nach Rache schrie, beschwichtigen wollte. Dann setzte er sich wieder in Bewegung.

„Geduld, Geduld!“ fuhr er in seinen Gedanken fort; „ich habe im Dienste durch unsägliche Geduld und Selbstbeherrschung Wunder gethan. Diese Eigenschaften sollen mich nicht verlassen, wo es mein eigenes Lechzen zu stillen gilt. Ein Zweikampf?“

Er lachte in die stille Nacht hinaus, daß es zum Entsetzen für Denjenigen gewesen wäre, der ihn gehört hätte.

„Selbst wenn ich ihn ermordete, — was wäre das? Er muß getroffen werden, wo er mich traf,

in seinem innersten Herzen, in seiner glühendsten Leidenschaft. Ha! Er liebt ja!"

Freudig fast wurde sein Schritt bei dieser Erinnerung und ein Gewebe von Plänen hatte sich in ihm bereits angeknüpft, bevor er noch seine Wohnung erreichte.

Er machte Licht in seinem Zimmer und nahm die verhängnißvolle Perlenschnur aus dem Schrank. Wohl hatte er sie am Hals Ulrikens gesehen, wenn diese sich, nachdem sie alle Kerzen des Hauses angebrannt, damit schmückte. Dann hatte sie lange vor dem Spiegel gestanden, und mit einer Wehmuth, die er auf die Unechtheit des Schmuckes bezogen, davon gesprochen, wie es sein werde, wenn sie sich mit diesen Perlen einmal ihrer Mutter zeigen werde. Nun sah er den Schmuck, wie er ihn immer gefunden; dennoch mußte er zuerst einen andern, den falschen, gesehen haben. Wo war dieser hingekommen?

Und wenn das Undenkbare geschehen wäre, wenn Dolling sich täuschte und diese Schnur dieselbe wäre, die Dromberger angefertigt, lag nicht schon in der Vermittlung durch den Geistlichen ein verrätherisches Geheimniß, in der Auslieferung um den geringen Preis ein Betrug, der ihm zu einem

verborgenen Zweck gespielt wurde und an dem sein Weib mit Absicht und Bewußtsein mitschuldig gewesen?

Er hatte kein Bild von ihr, aber es wäre auch überflüssig gewesen. Auf dem Platze saß er, wo sie so oft das schöne Haupt über ihre Stickereien gebeugt, während sie mit ihm gesprochen und zuweilen im Eifer des Gespräches die Augen zu ihm erhoben hatte. Nein, er brauchte kein Bild, um sie sich ganz zu vergegenwärtigen. Und wie er sie in seinem Geiste sah, übermannte ihn die Ueberzeugung, die er immer wieder hohnlachend von sich stieß, mit unsäglicher Gewalt: sie ist schuldlos.

Sie war zu fromm gewesen, das war nicht zu leugnen. Der mehrjährige Aufenthalt im Kloster hatte sie mit einer Art Leidenschaft für die religiösen Uebungen erfüllt. Wie schlau aber auch geistliche Gewalt zu irdischen Zwecken mißbraucht wird, was war bei dieser harmlosen Seele aus dem Volke Großes zu suchen? Und eine Verführung durch so komplizirte Hülfe konnte doch nicht an sich der Zweck sein; die geistliche Unterstützung auf profanen Wegen ist nur für ein nennenswerthes Ziel zu erreichen. Hätte sie aber unbewußt einem solchen gedient, wie hätte ihre bis

dahin so lautere Seele voll Liebe, Dankbarkeit, ja Leidenschaft für ihn sich plötzlich zu einem Verrath an ihm, zu einem Verbrechen willig finden lassen! Für eine Perlenschnur? Unmöglich!

Wie aber? War sie nicht von jener Lauterkeit schon durch dasjenige abgewichen, was bisher offen vorlag? Hatte sie nicht jedenfalls gelogen? Sie wollte den Halsschmuck, der ihr Verlangen erregt, bei der Gräfin Traun gesehen, dort erfahren haben, daß der Jude ihn nachgemacht. Und jedenfalls hatte sie ein wichtiges Geheimniß vor ihm: sie hatte verborgen, daß sie den Grafen Horstell in der Kirche gesprochen, daß sie den Schmuck mit einem echten vertauscht und um welchen Preis dieß geschehen war.

So verbrachte der Unglückliche die Nacht in auf und ab wogenden Zweifeln und kam endlich nur dadurch zu einer momentanen Beschwichtigung, daß er jeden bestimmten Entschluß bis zur Ankunft des Briefes hinausschob, den die Baronin Ambort vom Grafen Horstell erhalten sollte. Wie oft hatte Sombruch nicht in amtlicher Thätigkeit aus Briefen mehr herauszulesen vermocht als die Anderen alle! Zugleich wollte er der Baronin den Schmuck vor Augen legen. Vielleicht hatte sie

ihn oder einen von gleichem Aussehen und Werth bei einer der Frauen gesehen, die sie kannte. Damit wäre dann eine weitere Spur gefunden, dachte er, und er wollte fortan kein anderes Lebensziel in das Auge fassen, als klar zu sehen in die Tage, die er mit Ulrike gelebt hatte. Das erste Erforderniß alles künftigen Handelns schien ihm eine Standeserhöhung zu sein, deren Möglichkeit ihm dunkel vorschwebte. Darauf wollte er zunächst sein Sinnen und Trachten richten.

Achtes Kapitel.

In dem trübseligen Kämmerchen, das ihnen der arme Buchbinder in der Vorstadt Landstraße vermiethet hatte, saßen der alte Edelmann Scartelli und seine Enkelin in schweigendem Hinbrüten. Cornelia, auf einem Schemel zu den Füßen ihres Großvaters, legte die Stirn auf sein Knie und schöpfte fast unbewußt aus dieser äußern Ruhe einige Beschwichtigung. So lange das fahle Grau des frühen Herbstabends nicht völliger Dunkelheit gewichen war, sprach der Alte nicht, als hätte er gefürchtet die schmerzvollen Blicke zu sehen, welche das Mädchen beim ersten Wort zu ihm erheben würde.

„Hast Du kalt?" fragte er endlich, als die Nacht anbrach, wie man denn, wenn das Gemüth schwer bedrückt ist, durch gleichgültige Reden die Gedanken davon abzuwenden glaubt.

Sie erhob sich, trat an das niedere Fensterchen, machte einige Schritte durch den kleinen Raum, unwillkürliche Bewegungen der Hülflosigkeit in trauriger Lage.

„Nicht mehr als sonst," erwiederte sie dann, „kalt ist es in diesem Land immer."

„Und wir können es nicht mehr verlassen," sagte der Alte dumpf, „wie wir eben von der Baronin Ambort vernommen haben, fast acht Tage nach Deinem Besuch bei ihr; sie wagt sich nur mehr selten her."

„Warum ist es so weit gekommen?" rief Cornelia schmerzvoll.

Der Alte schwieg eine Weile, um seine Gedanken zu sammeln, dann sprach er mit einer gewissen Feierlichkeit:

„Setze Dich zu mir. Es sind Geheimnisse zwischen uns. Sie müssen enthüllt werden, wenn wir in vollem Einverständniß beschließen wollen, was zunächst zu thun ist. Ich rufe Dir zurück, was geschehen ist; ich habe Dir auch Manches zu sagen, was Du noch nicht erfuhrst; ich muß aber auch klar alle Beweggründe sehen, die Dich geleitet haben.

„Du erinnerst Dich," fuhr er fort, als sie

wieder auf dem Schemel kauerte, „daß Dein unglücklicher Vater, als er noch frei und reich in seinem Palast in Florenz lebte, eifrig dafür war, Dich dem jungen Grafen Horstell zu vermählen, der um Dich warb und Dich so glühend liebte. Dein Vater haßte, wie natürlich, die Deutschen und besonders die Oesterreicher, dennoch würde er gerade diesen Mann und eben weil er aus dem feindlichen Lande war, selbst einem italienischen Bewerber vorgezogen haben, wenn Du Dich für einen solchen erklärt hättest. Der Grund ist, daß er Dich, die süßeste Blume seines Lebens, schützen und behüten und gänzlich aus dem Bereich der Wirren bringen wollte, die er ahnte, ja die ihm schon drohten. Als Frau eines österreichischen Grafen und noch dazu eines Mannes, der mit seiner politischen und religiösen Denkungsweise ganz und gar auf dem Boden des alten Regimes steht, wärest Du über jeden politischen Verdacht erhaben, jeder Gefahr entrissen gewesen, jemals an den patriotischen Bestrebungen für betheiligt zu gelten, denen Dein Vater sein Leben zugeschworen hat, Du solltest ein sicheres Asyl haben, um sorglos und heiter wie ein Vogel dahin leben zu können.

„Das war der Grund seiner Beistimmung zur

Bewerbung Horstell's, das war auch der Grund der Eile, mit der er die Vermählung betreiben wollte. Deine Mutter setzte sich Deiner Verheirathung in so früher Jugend entgegen, als verderblich für Deine Schönheit und Deine Gesundheit, und bewog dadurch den Vater, den Termin um ein Jahr hinaus zu schieben. In diesem Jahre trat das Verhängniß ein. Du sollst von mir nicht erfahren, worin eigentlich die politische Thätigkeit Deines Vaters bestand, die ihm das Unglück zuzog. Ich will so wenig wie Dein Vater Deine Phantasie und Deine Seele mit Bildern und Ideen belasten, die einem zum Liebesglück geschaffenen Weib ewig fern bleiben sollen. Auch wenn ein grausames Schicksal wollte, daß Du vor Gericht befragt würdest, sollst Du unbefangenen Sinnes und ohne Dich zu einer Lüge zwingen zu müssen, behaupten können, daß Du die Einzelheiten nicht kennst, nie etwas davon gehört hast.

„Des Vaters durch das Gefängniß, der Mutdurch den Tod beraubt, mußtest Du meinen ärmlichen Schutz annehmen. Was ich je besessen, gehörte schon bei meinen Lebzeiten ganz meinem Sohn und wurde mit seinem Hab und Gut konfiszirt. Was ich mir zurückbehalten, reichte ge-

rade aus, einem alten Mann, der vom Leben keine Genüsse mehr fordert, die letzten Tage zu fristen. Nun warst Du bei mir und der Augenblick erschien wieder, Dich aus allem Elend heraus zu reißen. Graf Horstell kam, Dir seine Hand zu bieten. Du hast sie in unbegreiflicher Verblendung zurückgestoßen. Seine und meine Vorstellungen, Bitten, Beschwörungen waren fruchtlos. Du liebtest einen Andern, sagtest Du, und entließest doch Deinen unglücklichen Bräutigam nicht ohne eine leise Hoffnung, daß sich Dein Sinn noch wenden könne. Ich habe mir bis in mein Greisenalter den äußersten Respekt vor dem Weibe bewahrt und selbst in das Geheimniß einer meinem Blut Entsprossenen würde ich nicht mit der Macht väterlicher Autorität dringen wollen, wenn es zu vermeiden wäre. Jetzt aber ist der Augenblick gekommen, da ich Dich nicht mehr schonen darf."

Und da sie noch immer schwieg, fuhr er nach einer Pause fort:

„Eine Rettung für Dich steht wieder in Aussicht. Um bestimmen zu können, ob sie überhaupt möglich ist, muß ich Deine Geheimnisse, Deine Gesinnung, Deine Gefühle genau kennen, so weit sie den Grafen Horstell oder jenen unbekannten Andern

betreffen. Nur aus der Natur Deiner Empfindungen läßt sich schließen, ob Du den Weg betreten kannst, der sich Dir öffnen will."

Cornelia erhob sich und machte Licht. Dann stellte sie sich mit gekreuzten Armen ihrem Großvater gegenüber und sprach:

„Ja, ihr hattet Alle stets so großen Respekt vor dem Weibe, daß sich Niemand darum kümmerte, was in mir vorgeht. Mein armer, guter Vater hielt mich ganz und gar für ein Kind, und wenn er mich zum Zeugen seiner unwillkürlichen Aeußerungen oder auch seiner feurigen Gespräche mit Freunden über die Angelegenheiten des Vaterlandes machte, so dachte er nicht, daß ich darauf achte. Meine theure Mutter aber, während auch sie das wichtigste Geheimniß des Hauses mir verbarg, sorgte dafür, daß ich in der Kenntniß der Welt unterrichtet werde. Ich habe die Geschichtschreiber und Dichter Italiens und anderer Nationen gelesen, mein alter Lehrer Paolo Miniani hat mir von den Leidenschaften gesprochen, welche die Menschen ergreifen, von den Triebfedern, welche die Völker bewegen, und von den Ideen, welche die Zeit beherrschen. Ich kenne die Sehnsucht und die Schmerzen meines Vaterlandes und verstehe den Zusammenhang der Dinge."

„Ja," sagte der Greis, „Du hast die Bildung eines Edelfräuleins unserer Tage und würdest mit Stolz in der Umgebung auftreten können, die Dir gebührte. Und durch Verstand und Herz hast Du Deine Kenntnisse erst in Dein Besitzthum umgeprägt. Aber was soll uns das jetzt?"

„Es soll Dir sagen, was es bedeutet," rief das Mädchen, „daß ich zustimmend schwieg, als mir Graf Horstell seine Hand anbot, und warum ich sie zuletzt zurückstieß. Das unwissende Kind, für das ich dem Vater gelten mußte, das einfältige Mädchen, das die Mutter mit Gegenständen des Wissens nur deßhalb ausgestattet glaubte, damit es für seinen ersten Ball im nächsten Winter richtig geschmückt sei, die Tochter des Freiheitshelden sehnte sich, ihre Seele einer verstehenden Seele aufzuschließen. An der Hand des Gatten wollte ich zum Vater treten, um ihm zu sagen, jetzt bin ich erwachsen und mündig, nicht mehr das Kind, das man aus dem Saale gehen heißt, wenn man ein ernstes Wort sprechen will; jetzt nimm mich auf in den Bund der Patrioten, jetzt laß mich Dein Streben und Deine Gefahren theilen."

„Du hast den Comte Horstell nicht geliebt?"

„Ich habe meinen Vater geliebt. Ich wollte

durch den Grafen die Genossin meines Vaters werden. Lieb genug war mir der Graf zu diesem Zwecke, ja, wenn ich mir ihn als meinen Gefährten und Vertrauten in dieser heiligen Sache dachte, so war ich ihm mit Leidenschaft zugethan."

„So hast Du ihn doch geliebt, Cornelia, das ist das Wichtigste, was ich wissen muß."

„Es kam der Augenblick, der mir die Binde von den Augen nahm. Der Graf war wieder bei mir, er sprach von seiner Liebe, von dem Entzücken, das er empfand, von den Wonnen, die er mir bereiten wollte mitten in der Gesellschaft, der ich nun angehören sollte. Süß flossen seine Worte in mein Herz, das immer höher schlug bei seinem Anblick. Ich dachte aber, auch er wisse noch nicht, wer ich sei und was ich wolle, und bethört von seinen Liebesreden ließ ich die Momente vorübergehen, ohne nach dem Ernst und dem Schmerz in seiner eigenen Seele zu forschen."

Sie hielt plötzlich inne, als würden ihr weitere Geständnisse schwer, fuhr aber dann entschlossen fort:

„Du erinnerst Dich zu gut jenes Abends auf der Terrasse Deines Hauses. Du sprachst mit ihm von Land und Leuten, von der Politik, mit der

man die Welt leitet — und er anwortete Dir mit den Erträgnissen der Bauernarbeit auf seinen Gütern. Du sprachst von den Leiden des Lebens und wie sie am schwersten auf dem armen Volke lasten — er antwortete Dir mit dem Willen Gottes und mit dem Gnadenborn der heiligen Jungfrau. Du sprachst von der Erhebung über alles Bedrückende, die zu gewinnen, wenn eine Nation sich selbst Gesetze gibt und sich zur Einheit zusammenschließt — er antwortete mit der Erholung, welche die Jagd gewährt. Du selbst wurdest ungeduldig und wolltest wissen, wie er denn die Welt, die Dinge überhaupt betrachte — und er entrollte Dir eine Oede, vor der mir graute. Wie ein Blitz überkam es mich: Die Hand dieses Mannes anzunehmen, das ist ja Verrath an meinem armen, unglücklichen Vater! Kann ich an der Seite dieses Gatten das heilige Vermächtniß von Ideen und Gefühlen pflegen, das mein Vater, wenn auch ohne es zu wissen, in mir zurückließ. Kann dieser Mann, den das Mittelalter erzogen hat, Bedauern haben für das Loos des Eingekerkerten, oder die Empfindung, um die Mächtigen seines Reiches zur Milderung des Schicksals zu stimmen? Unmöglich!

„Es brannte auf mir, das Band zu lösen.

Jeder Augenblick Versäumniß schien mir der Beginn eines Verraths zu sein. Ja, ich liebte den Grafen Horstell, aber ich liebte in ihm einen Andern, als ich zuletzt fand. Ich klage mich an, dieß nicht früher erkannt zu haben. Aber obgleich ich ihn von mir stieß — mein Herz hat Momente, in denen es nicht von ihm lassen möchte. Wer erklärt mir den Widerspruch? Ich wäre glücklich, ihn wieder zu sehen, und möchte ihm doch um keinen Preis der Welt angehören. Schon damals empfand ich diesen Widerspruch, als ich ihm eine bessere Zeit in Aussicht stellte, die uns einander wieder nahe bringen soll. Ach, ich wußte nicht, was ich sagte, nur mein Herz konnte nicht ganz von ihm lassen, nicht ohne Hoffnung, ohne Selbstbetrug von dem geliebten Anblick scheiden.

„Aber“ — unterbrach sie sich — „sind wir in der Lage, nur von den Schmerzen meines eigenen unbedeutenden Daseins zu sprechen?“

Der alte Mann hatte sie mit größter Spannung angehört und versank jetzt in ein tiefes Nachsinnen. Er raffte sich aus demselben gewaltsam auf, indem er sagte:

„Mir kann in diesem Augenblicke nichts wichtiger sein, als Deine Schmerzen, Dein Empfinden

genau zu kennen. Vor einer Stunde war die Baronin Ambort hier, eine Frau, die Du rasch lieben und verehren gelernt hast. Sie beschwor Dich, nachzugeben, Dich selbst dadurch zu retten, daß Du dem jungen Grafen, der in weiter Ferne nach Dir schmachtet, ein Zeichen gibst, sich Dir zu nähern und —"

„Und der Vater," fuhr Cornelia auf; „mußte die Baronin in ihrer Wahrheitsliebe nicht ausdrücklich bekennen, daß auch der Graf dem Vater nichts würde nützen können, daß seine und seiner Freunde Macht nicht so weit reiche? Was würde ich also in meiner jetzigen Lage an dem Grafen heirathen? Etwas zu essen und etwas zu trinken! Dazu aber an ihm die sichtbare Unmöglichkeit, meinem Vater zu helfen. Nimmermehr!"

„Du liebst aber den Comte und thust Dir Gewalt an durch die Trennung."

Cornelia hob die Arme zum Himmel und schlug die Hände ineinander.

„Gott im Himmel! Wie lange Stunden der Erklärung, der Verständigung, des Streites müßten vorhergehen, ehe der Graf auch nur ahnte, was ich von ihm will und was mir an ihm fehlt! Und ist dieser Augenblick, unsere Lage, unser Elend für solche Erörterungen geeignet?"

„Ja, unser Elend ist groß,“ sagte der alte Mann mit bebender Stimme, „und es bedurfte nicht der Warnungen, die uns die Baronin Ambort heute brachte, um mich mit Furcht und Grauen vor Deiner Zukunft zu erfüllen, Mädchen! Ich merkte schon seit Wochen, daß wir umgarnt sind, daß man mir nicht nur den Zutritt zum Staatskanzler von allen Seiten verrammelt, daß sich auch die schwarzen Krallen nach uns ausstrecken, um uns im entscheidenden Augenblick zu packen. Wenn des Nachts das Hausthor knarrt, ja wenn ich bei Tag einen Fuß auf der Treppe höre, wenn eine fremde Stimme meinen Namen ruft, nach mir verlangt, so fällt es mir wie Blei in die Kniee und ich zittere wie ein Feigling. Um Deinetwillen, Kind, um Deinetwillen. Mit mir allein könnten sie anfangen, was sie wollen, ich lachte. Per dio! Ein Mann von bald achtzig Jahren, der nichts hinter sich läßt und vor sich den erwünschten Frieden des Grabes hat, der ist über die Gewalt der Menschen und des Schicksals hinaus. Können sie mich zu einem langen Leben verurtheilen? Können sie mir das Sterben absprechen?“

Er lachte.

Bald aber runzelte sich seine Stirn und er fuhr fort:

„Ich lasse aber Dich zurück. Wohin flüchte ich Dich? Ich ewiger Thor wußte nicht, als ich Dich nach Wien brachte, daß man mir noch alte, längst vergangene Thaten nachrechnen werde. Ich dachte, für einen hülfeflehenden Greis werde man Schonung und Mitleid haben, auch wenn man seine Wünsche nicht erfüllen könnte. Bald merkte ich meine Täuschung. Die besten Empfehlungen fruchteten nichts. Menschen, die sonst meinem Namen Respekt gezollt hätten, Edelleute, die mich sonst als ihresgleichen empfangen hätten, wendeten sich achselzuckend ab; sie waren gewarnt worden.“

Er versank in ein finsteres Hinbrüten, aus dem er sich mit den Worten aufraffte:

„Ich muß Dir von einer Erinnerung aus meinem Leben sprechen. Vor mehr als dreißig Jahren hatte ich einen Freund, einen Bruder, könnt' ich sagen. Er war ein Freiherr von Rohnhalden. Ich hatte ihm in einer unglücklichen Liebesgeschichte, die ihn ganz und gar in Anspruch nahm, mit Mühe und Aufopferung einen großen Dienst geleistet. Als wir schieden, sagte er: ‚Brauchst Du mich einmal, so rufe mich! Und wenn ich lebe, wär's im letzten

Winkel der Welt, ich komme zu Dir oder rufe Dich zu mir.' Er gab mir einen Zettel; darauf stand, wohin ich einen Brief zu richten hätte: nach dem Palast Rohnhalden in Wien."

Wieder blieb der Greis in Erinnerungen verloren, eh er weiter sprach:

„Wir haben uns nie wieder gesehen. Da wir Beide nicht die Männer sind, Zärtlichkeiten der Freundschaft in Briefen auszutauschen, so habe ich auch nichts weiter von ihm gehört. Als wir nach Wien kamen, dachte ich seiner. Es liegt aber in meinem Wesen, daß ich glücklich, wenn ich dankbar sein kann, unglücklich bin, wenn ich Dankbarkeit in Anspruch nehmen soll. Nichts widersteht mir mehr, als von einem Mann einen Dienst zu verlangen, dem ich einen geleistet habe. Je hülfsbedürftiger ich in Wien bin, um so mehr fürchtete ich, ihm zu begegnen. Ich erkundigte mich nicht einmal, ob er noch lebte. Als mich aber die Furcht zu schütteln begann, Du könntest vor Gericht oder gar in den Kerker kommen, überwand ich meine Scheu und suchte den Palast Rohnhalden auf.

„Er heißt nicht mehr so, hat andere Besitzer. Als ich den Namen meines Freundes nannte, schickte man mich von einem Stockwerk in's andere,

endlich in eine Kanzleistube, worin ein eisgraues Männlein ganz allein saß. Mein Freund lebt noch. Wo und unter welchen Umständen — darüber durfte mir der Kanzleimann nach seiner Versicherung, ohne besonders dazu ermächtigt zu sein, keine Auskunft geben. Ein Brief aber ginge durch seine Hände sicher an den Freiherrn, sagte er.

„Jetzt nachdem die Scheu einmal überwunden war, brannte mir auch das Bedürfniß, Dir Schutz zu suchen, auf die Nägel. Keine Minute sollte ver-versäumt werden. Ich ersuchte, den Brief gleich an Ort und Stelle schreiben zu dürfen.

„Bereitwillig machte mir der Mann einen Sitz und alles Nöthige zurecht und zog sich in einen Winkel zurück. Ich schilderte nun dem Freunde nicht unsere pekuniäre Lage, sondern nur Ottavio's Unglück, verlangte jedoch nicht, daß er in der Hauptsache helfe, ja nicht einmal, daß er mir die gewünschte Audienz zu vermitteln suche, da ich nicht voraussetzen könne, daß er, weiß Gott wo lebend, dieß im Stande sein würde, flehte ihn aber heiß und dringend an, mir ein Mittel anzugeben oder zu verschaffen, um Dich in Sicherheit zu bringen und vor jeder Verfolgung zu schützen.

„Als ich den Brief geendigt und mit dem

Petschaft, das ich stets bei mir trage, gesiegelt hatte, fragte ich, welche Zeit verstreichen müsse, bis eine Antwort kommen könne. Der Bescheid lautete, daß es vierzehn Tage mindestens brauchen werde, und dann möge ich anfragen, ob nichts eingetroffen sei.

„Heute kam die Antwort des Freundes. Sie enthält keine Ansprache, keine Mittheilung, keinen Gruß, keine Unterschrift; sie enthält nur ein einziges Wort: Kloster.“

Der Sprechende hielt inne und richtete die Augen gespannt auf die Züge der Enkelin. Sie senkte das Haupt und blieb stumm. Er fuhr fort:

„Ich gestehe, im ersten Augenblick zürnte ich fast, ich hätte von der Dankbarkeit des Freundes mindestens mehr Ausführlichkeit erwartet. Bei näherem Nachdenken aber muß ich ihm Recht geben: das einzige Wort sagte Alles. Wir leben in einem Land, in einer Stadt, wo viele Hände, die sich sonst hart verschließen, mit Bereitwilligkeit sich darbieten, um aus einer frommen Seele eine Braut Christi zu machen. Nur wäre die Sache sogleich furchtbar ernst zu nehmen. Du brächtest der Kirche keine Mitgift, Du hättest nicht auf ein Noviziat Anspruch, das Dir zuletzt noch den Rück-

tritt gestattete. Mit dem ersten Schritte, die Aufnahme zu erbitten, fiele auch schon die Scheidewand zwischen Dir und der Welt. Mit der Lossagung von den Deinen wärest Du gerettet. Heute noch, wenn Du willst. Darum und darum allein fragte ich erst nach dem Weib in Dir, nach den Angelegenheiten Deines Herzens. Du liebst und liebst nicht. Ich bin nicht mehr jung genug, ich habe nicht mehr den Kopf dazu, über einen solchen Fall nachzudenken. Entscheide Du!"

„Ein Kloster," sagte Cornelia langsam, „ohne den rechten Glauben dazu, ist fürchterlich, wie in einem Grabe liegen, ohne daß man todt ist."

„Ein Kerker," erwiederte Scartelli, „für ein zartes unschuldiges Wesen, ein Mädchen, ist noch um Vieles fürchterlicher."

„Fremde, harte Frauen," sagte sie wieder, „wühlen dort in meinem Herzen und wollen seine tiefsten Geheimnisse zergliedern."

„Fremde, harte Männer," entgegnete er, „fordern Rechenschaft von jeder Minute Deines Lebens."

Cornelia machte einige Schritte, dann blieb sie vor dem Großvater stehen und richtete ihre schwermüthigen Blicke so fest auf seine Züge, als sollte es ihm unmöglich gemacht werden, nicht mit der

strengsten Wahrheit die Fragen zu beantworten, die sie ihm stellen wollte.

„Großvater," sagte sie, „übertreibst Du nicht die Gefahr, um mich williger für das Asyl zu stimmen? Droht uns wirklich Gefängniß, Verhör, Untersuchung, all' die Pein, die der Vater schon erlitten hat?"

Eh' er noch antworten konnte, vernahm man ein auffallendes Geräusch im Hause. Thüren wurden geöffnet, Schritte gethan, Namen gerufen; dann trat plötzliche Stille ein.

Scartelli hatte sich erhoben und stand kerzengerade. Die Hand, die er auf den Tisch setzte, zitterte nicht.

Cornelia war im ersten Schreck in einen Winkel geflohen. Die Arme über der Brust gekreuzt, das Haupt gesenkt, an allen Gliedern zitternd, stand sie, als müßte sie in diesem Augenblick ein furchtbares Schicksal über sich ergehen lassen.

„Vielleicht ist es schon zu spät," sagte der Greis halblaut vor sich hin.

Die Thüre ging auf und die Frau des Buchbinders erschien an der Schwelle mit der Meldung, ein Herr wäre da und ließe fragen, ob Herr von Scartelli noch zu sprechen sei.

„Beruhige Dich," sagte der Greis zu seiner Enkelin, „Gerichtspersonen lassen sich nicht anmelden."

Und zu der Frau gewendet, bat er, den Besuch einzulassen.

Während Cornelia sich aus ihrer Verwirrung aufrichtete, trat ein Mann ein, der den langen braunen Oberrock und die weiße schmale Halsbinde des Geistlichen trug. Er war groß und stark, seine Korpulenz stand in einem gefälligen Ebenmaß zu seiner Größe, und nachdem er den Hut erst im Zimmer abgenommen hatte, verbeugte er sich mit herablassender Würde.

„Ich komme im Auftrag des Herrn Abtes," sagte er mit gedämpfter Stimme, „von ihm gewählt, weil ein Landsmann, ein Römer."

Mit einiger Verwunderung erwiederte Scartelli, daß er keinen Mann dieses Standes kenne.

„Vielleicht ist Ihnen sein weltlicher Name noch in Erinnerung," sagte der Geistliche, „Freiherr von Rohnhalden."

Die Wirkung dieser Worte auf Scartelli und seine Enkelin war eine sichtbar erfreuliche. Es war ihnen, als ob in ihrer Beängstigung und Verlassenheit ein hülfreicher Freund zu ihnen getreten

wäre. Die beiden Herren nahmen auf dem kleinen Sopha Platz und Cornelia schickte sich an, das Gemach zu verlassen, in der Voraussetzung, daß der Besucher ihren Großvater allein zu sprechen wünsche.

Allein der Geistliche bat sie in den höflichsten Worten, anwesend zu bleiben, wenn es ihr möglich sei, da sein Auftrag hauptsächlich ihr gelte.

„Ich darf wohl annehmen," sagte er, „daß das Fräulein von dem Brief bereits unterrichtet ist, den Herr von Scartelli heute vom Abt empfangen hat."

„Kloster," erwiederte Cornelia lakonisch.

„Das ist es," fuhr der Geistliche fort, „und mein Geschäft ist es, zunächst zu erfahren, ob Sie den Beruf dazu fühlen, auf den Rath des Abtes einzugehen."

Als nach einer kleinen Pause keine Antwort erfolgt war, sprach er weiter:

„Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Kirche nicht mehr die Macht hat wie in früheren Zeiten, gerichtlich Verdächtigten oder Verfolgten ein zeitweiliges Asyl zu bieten, um sie, wenn die weltlichen Nachstellungen aufgehört haben, dem Leben wieder zurück zu geben. Die Kirche kann sie auch an ihrem

heiligsten Orte nicht vor dem Arm des Staates schützen, wenn sie ihr nicht angehören; wohl aber ist es in diesem besondern Falle thunlich, daß die Zuflucht Ihnen Sicherheit gewähre, wenn Sie Mitglied des Ordens sind oder zu werden bestimmt sind, der Ihnen diese Zuflucht öffnet.

„Dazu ist nun freilich Ihre Vokation nöthig, Ihre eigene, freiwillige Entschließung. Denn wir zwingen Niemanden. Mindestens ist dazu nöthig, daß Ihre Familie, Ihre Angehörigen, Diejenigen, die über Sie zu verfügen haben, aus eigener Entschließung Sie diesem Berufe weihen und es der Kirche überlassen, nach und nach die Neigung zu dieser Wahl in Ihnen zu erwecken."

„Ich bin jetzt der einzige Verwandte," sagte Scartelli, „von dem meine Enkelin abhängig ist; ich aber begebe mich jeder Einflußnahme bei einer so wichtigen Lebensentscheidung; sie muß ganz frei aus dem Willen des Kindes hervorgehen, das reif genug dazu ist."

Der Geistliche richtete seine Augen fragend auf das Mädchen, dessen Busen sich stürmisch hob, das aber noch immer schwieg.

„Es ist mir gestattet, Ihnen zu sagen," begann er dann wieder, „daß eine der höchstgestellten

Frauen im Staate, deren Frömmigkeit und unerschöpfliche Wohlthätigkeit in der Stadt, im Lande bekannt sind, von dem Vorhaben bereits unterrichtet ist, die Tochter eines der weltlichen Buße Verfallenen für den Himmel zu gewinnen und der Ausführung ihre eifrigste Protektion zu Theil werden ließe."

„Wie!" rief Cornelia, durch diese Worte aus dem Bann ihres Hinbrütens gerissen; „eine so allmächtige Frau nimmt Antheil an mir und sie sollte nicht vor Allem die Befreiung meines Vaters erwirken können? Ich wäre bereit dafür zu sterben, ja bereit, um diesen Preis der Welt abzuschwören, Nonne zu werden."

„Die Kirche kauft keine Opfer um irgend einen Preis, sie nimmt nur freiwillige Opfer an," sagte der Geistliche mit Salbung; „Sicherheit für Ihre eigene Person ist das einzige weltliche Gut, das Sie neben dem unschätzbaren Ihres Seelenheils gewinnen können."

Auch Scartelli war durch die Erwähnung der hochgestellten Frau in einen neuen Gedankenkreis gezogen worden.

„Wenn auch nicht als Preis des Opfers," fragte er, „würden sich nicht aus dem Schritt des Mäd-

chens wie zufällig Verbindungen ergeben, die uns nützlich sein könnten?"

Der Geistliche stand langsam auf, als wäre, an diesen Punkt gelangt, die Unterredung beendet. Er zog eine prachtvolle goldene Dose hervor, hielt die geöffnete anbietend Scartelli hin und während er dann selbst mit Bedachtsamkeit die fetten weißen Finger in den Schnupftabak einwühlte, sagte er, vom bisherigen Pathos zu leichtem Gesprächston übergehend:

„So viel ich weiß, ist da nichts zu machen. Die Sache ist zu heikel. Irgend ein regierender König allein könnte einschreiten, Louis Philipp zum Beispiel, und obendrein nur, wenn es ihm seine Minister erst erlauben. Aber mein Gott! wie die Russen sagen — der Zar ist weit."

Er griff nach seinem Hut.

„Den jetzigen König der Franzosen habe ich persönlich gekannt, als er noch Flüchtling in der Schweiz war," rief Scartelli unwillkürlich, in großer Bewegung, als ob ihm ein neuer Aussichtspunkt eröffnet worden wäre, wie man denn in bedrängter Lage Alles, was sich unerwartet darbietet, mit Hast ergreift und prüft, ob es nicht zu einer Rettung tauglich wäre.

Indessen war Cornelia durch den Umstand, daß sich der Geistliche entfernen zu wollen schien, in lebhafte Angst gerathen. So schwer sie sich entschließen konnte, die Hand zu ergreifen, die sich ihr noch darbieten wollte — es wäre ihr schrecklich gewesen, wenn ihr dieselbe schon entzogen sein sollte, bevor sie noch einen Entschluß gefaßt hatte.

„Um Gottes willen,“ rief das Mädchen, „muß ich mich so rasch entscheiden, wird mir keine Bedenkzeit mehr gelassen?“

Der geistliche Herr stellte seinen Hut wieder hin und ohne dem Mädchen zu antworten, sagte er zu Scartelli:

„Ich bin auch beauftragt, Ihnen, aber ausdrücklich erst nach unserer Unterredung und wenn ich schon im Fortgehen, einen Brief des Abtes selbst zu überreichen.“

Er zog ein gesiegeltes Schreiben hervor und übergab es dem Alten.

„Ich glaube,“ setzte er hinzu, „Sie werden darin alle nöthigen Angaben finden, welche Personen, welches Haus aufzusuchen, um dem Fräulein, im Fall es sich dafür entschiede, Schutz zu gewähren.

„Natürlich,“ wendete er sich zu Cornelia, „wer-

den Sie in keiner Weise gedrängt und Sie haben Bedenkzeit, so lange Sie wollen. Wie lange Ihnen die Dinge auf der andern Seite Zeit lassen möchten, bleibt zu erwägen ganz Ihnen überlassen."

Er machte sowohl Scartelli als seiner Enkelin eine Abschiedsverbeugung. Während ihn der Greis zur Thüre hinausgeleitete, ging Cornelia mit gerungenen Händen umher. Bei seinem Wiedereintritt zog sie sich jedoch still in einen Winkel zurück, um ihn durch ihre innere und äußere Bewegung nicht zu stören. Denn er setzte sich jetzt an den Tisch, um den Brief seines ehemaligen Freundes zu lesen.

Oft glitt ein Lächeln über die Züge des Alten, zuweilen nickte er befriedigt mit dem Kopfe. Die Anschauungen über Welt und Leben, über der Menschen Thun und Glauben, die der Brief enthielt, waren nicht gerade diejenigen, die ein Streiter Gottes von der Kanzel herab verkündet, sondern näherten sich wesentlich denjenigen des Lesers selbst. In der Sache selbst aber enthielt das Schreiben nichts Tröstliches, als höchstens die Andeutung, daß durch den in London lebenden Grafen Flahault Manches gerichtet werden könnte, was auch der Freund aus seinem fernen Kloster heraus bereits angeregt hätte. Für Cornelia aber, wenn nicht

Leidenschaft oder große Aussichten sie an die Welt bänden, gäbe es nichts Besseres, als zu thun, was der Ueberbringer des Schreibens vorschlagen werde.

Mittel und Wege dazu waren im Brief angegeben.

Als Cornelia sah, daß der Alte zu Ende gelesen, trat sie zu ihm und sagte:

„Ich will nur noch einmal Baronin Ambort sprechen. Dann soll über mich entschieden sein.“

Neuntes Kapitel.

Fast acht Tage waren vergangen seit dem Besuch Sombruch's bei der Baronin Ambort, ehe er erfuhr, daß dieß im Auftrag des Hofraths geschehen war und er in das Bureau desselben berufen wurde.

Der Polizeirath Senfthuber sagte zu Sombruch, als dieser im Bureau erschien:

„Der Hofrath hat schon zweimal nach Ihnen verlangt; ist das nicht merkwürdig?"

„Kann ich zu ihm?" fragte Sombruch.

„Jetzt nicht. Es ist Besuch von der andern Seite bei ihm, glaub' ich. Sie wissen schon. Wenn Sie da sind, sollen Sie warten, bis er läutet."

„Was finden Sie Merkwürdiges daran, daß der Hofrath nach mir verlangt hat?" fragte Sombruch, indem er sich an einem Pult niederließ.

Senfthuber öffnete die Thüre des ersten Zimmers, das leer war und ließ sie angelweit offen. Dann setzte er sich an sein eigenes Pult, fuhr mit der Hand über die Knopflöcher, in denen er das Band eines nicht eben hohen Ordens trug, und sagte:

„Merkwürdig ist nur, daß Sie auf einmal steigen werden.“

„Wie meinen Sie das, Herr kaiserlicher Rath?“

„Ich hab' meine Zeichen. Uebrigens, der Hofrath hat zweimal nach Ihnen verlangt und kein Wort des Tadels gegen Sie gesagt, wie Sie nicht da waren. Das ist genug. Es hat etwas in Ihre Carrière hineingeblitzt, was, weiß ich nicht, wissen's vielleicht selbst nicht. Sie sind Jahre in Wien, waren immer ein brauchbarer Beamter, aber Sie wissen, das reicht nicht aus, um gebraucht zu werden. Neulich haben Sie einen Auftrag bekommen, der was heißen will. Sie sind auf einmal in Gunst.“

Sombruch runzelte die Stirne. Der alte Polizeirath war immer sein stiller Gönner gewesen, wenn er auch nichts für ihn thun konnte. Der Gedanke, wie ihn eine Verbesserung seiner Lage früher, in den Tagen seiner glücklichen Ehe, hätte

freuen können, während ihn jetzt ein ganz anderes Streben bewegte, gab seinen Zügen einen düstern Ausdruck. Er sagte endlich:

„Ich glaube, daß Sie sich täuschen. Wär's aber auch, wie Sie meinen, ich habe gar kein Trachten mehr nach einer Beförderung in unserem Dienst. Es müßten nur ganz unmögliche Aussichten sein, an die gar nicht zu denken ist.“

„Ach ja!“ erwiederte Senfthuber theilnehmend, „Sie haben einen schweren Verlust erlitten. Ich bedaure Sie herzlich. Aber Sie sind jung und haben keinen Grund zu verzweifeln. Und wie Sie sagen, denken Sie ja selbst noch an höhere Aussichten. Was halten Sie denn bei uns für unmöglich?“

„Die diplomatische Carrière für einen Bürgerlichen,“ sagte Sombruch, „und auch das nicht, um gerade mein Glück zu machen. Vermögen ist dabei ohnehin in den seltensten Fällen zu erwerben und der Rang würde mich nur reizen, um mit der adeligen Sippe, an die man sonst gar nicht recht heran kann, einigermaßen auf gleichen Fuß zu kommen. Ich hätte mit solchen Herren ein Hühnchen zu pflücken.“

„Und das halten Sie für unmöglich,“ rief

Senfthuber, „in einem Lande, wo Verdienst, Tüchtigkeit und andere seltene Eigenschaften nicht die nöthigen Mittel sind, um empor zu kommen, da sind es eben diejenigen Mittel die am häufigsten zur Hand liegen.“

„Protektion,“ warf Sombruch ein.

„Damit ist nichts gesagt,“ rief der Andere; „Protektion? Freilich! Aber die Mittel, sie zu finden, liegen auf der Straße, es kommt nur darauf an, daß man sie sieht und aufhebt. Kennen Sie die Geschichte Trübner's? Er ist jetzt Legationsrath oder so etwas bei unserer Gesandtschaft in Rom. Er ist Baron geworden und war ursprünglich nichts als eines bürgerlichen Glasermeisters Sohn — natürlicher Sohn. Seine Mutter war eine böhmische Köchin. Auf der Straße, sag' ich, liegt bei uns das Fortkommen. Die verstorbene Fürstin Metternich ist über die Straße gegangen, über'n Kohlmarkt und Graben. Sie sieht von der Auslage des Glasers einiges Zeug, das ihr gefällt. Der Gewerbsmann hat es mit großen Schwierigkeiten aus Paris kommen lassen. Sie kauft, sie bestellt, der Mann wird ihr Lieferant. Er kann jetzt mit großen Erleichterungen massenhaft Waaren hereinbringen. Er bereichert sich und

kommt nebenbei durch die Fürstin zu schönen Bekanntschaften. Sein natürlicher Sohn ist sein einziges Kind, das er zärtlich liebt; nun — und so weiter."

Im Kabinet des Hofraths Limbeer wurde die Glocke gezogen.

Nicht ohne einige Befangenheit, die den Vielerfahrenen selten mehr beschlich, trat Sombruch vor den gewaltigen Bureaukraten, der ihn bisher absichtlich ignorirt hatte. Limbeer drehte seinen Sessel um, ohne sich zu erheben und begrüßte den Eintretenden mit freundlichem Wink.

„Nehmen Sie Platz." — Er deutete auf einen Stuhl, der ihm gegenüber stand.

„Sie waren bei der Baronin Ambort," begann er, „und haben ihr die Warnungen gebracht, die ihr sehr nöthig sind?"

Sombruch berichtete und zwar streng innerhalb der Grenzen jener Mittheilungen, die ihm nur als einer amtlichen Person gemacht worden waren.

Der Hofrath hörte aufmerksam zu. Er war ein Mann, von dem man hätte behaupten können, daß er zwei Gesichter trug. Wenn er persönlich wohlwollend gesinnt war, oder in Angelegenheiten, die nur ihn selbst angingen, zeigten seine Züge

Ernst und Würde und er bediente sich dann durchaus der Sprache der Bildung. In Sachen aber, die seinen Beruf als Wächter der staatlichen Ordnung betrafen, wurde er scheinbar gemüthlich, neigte zum wiener Dialekt und ordnete in so behaglicher Form die härtesten und oft grausamsten Maßregeln an.

„Ja," sagte er, nachdem Sombruch seinen Bericht geschlossen hatte, „wenn sich einmal die Weiber darein mischen, dann muß man bei Zeiten schauen, daß Einem die Sachen nicht über den Kopf wachsen. Es geht bös zu. Es rumort jetzt alleweil auch in Wien, mehr als man glaubt. Bis zum Tod des Kaisers Franz ist noch Alles gut gegangen. Die Franzosen haben Anno 30 eine Revolution gemacht, — bei uns hat der Lanner um so schöner gespielt. Die Polen sind aufgestanden — bei uns sind's zusammengelaufen, weil der Daum in seinem Kaffeehaus zum ersten Mal die Gasbeleuchtung probirt hat. Jetzt aber merken die Leut', daß im ‚Oesterreichischen Beobachter' zu wenig steht, jetzt haben wir auch schon eine Eisenbahn."

Er lachte verächtlich, nahm ein Buch vom Schreibtisch auf und fuhr fort:

„Sollte man glauben, daß der Gerold mit den

verbotenen Büchern die besten Geschäfte macht! Da ist eine ‚Geschichte unserer Tage‘, ein Misthaufen, wo alle Lügen der Welt zusammengekehrt sind. Man muß es verbieten, damit's der Buchhändler den Kunden heimlich zusteckt, mit einem ‚Pst! Pst!‘, und wenn es dann die Leut' zu Haus gelesen haben, so sind sie stolz, sie haben dann genug Revolution gemacht und sind zufrieden. Von draußen, aus Deutschland, kommen die Dintenkleckser nach Wien, unterhalten sich prächtig, tanzen bei Strauß'schen Walzern, besaufen sich im Wurstlprater, gehen mit dem Saphir auf der Bastei spazieren, fahren im Fiaker, singen ‚'s gibt nur a Kaiserstadt‘ und wenn's wieder draußen sind, so schimpfen sie zwanzig Bogen lang. Weil aber nach ihrer politischen Weisheit kein Hahn kräht, so müssen sie, um die Bücher abzusetzen, doch am meisten vom wiener Spaß reden. Das macht die draußen auch begierig nach Oesterreich, dem ‚bestverleumdeten‘, wie's Zedlitz in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ genannt hat, ein Bonmot, das ihm einen Orden und ein neues Mehlspeisrezept eingetragen hat. Den Wienern aber schmeichelt's unbändig, in den Büchern zu lesen, wie gut man sich bei ihnen unterhält. Dagegen hält kein politischer Unsinn Stand. Gefährlicher sind schon

die Scribler, die von hier aus hinausgehen, nach Leipzig. Aber wissen Sie, die Köpfe, die nicht regieren, werden in Oesterreich niemals etwas ausrichten, so lang die Männer nur, die regieren, sich nichts in den Kopf setzen. — Und dazu müßten's erst einen haben," fügte er etwas leiser hinzu.

„Wien kann uns keine Sorgen machen," fuhr er nach einer Pause fort, „etwas Anderes ist's mit den Provinzen, aber das ist nicht meine Sache, oder nur, wenn die Provinz nach Wien kommt. Den alten Scartelli wär' ich gern wieder los, weil ich Ursachen hab', nicht kurzen Prozeß mit ihm zu machen. Denn sonst säß' er längst sammt seinem Frauenzimmer, wo's noch weniger sauber und adelig zugeht, als beim Buchbinder auf der Landstraße."

Er lachte gemüthlich; nach einigen Augenblicken aber veränderte sich seine Miene, er warf forschende Blicke auf Sombruch und stand auf.

Dieser hielt dieß für ein Zeichen, daß die Konferenz zu Ende sei und erhob sich ebenfalls.

„Bleiben Sie gefälligst, Herr Sombruch," sagte der Hofrath in veränderter Sprachweise und winkte ihm, sich wieder zu setzen. Er selbst ging einige Male nachdenkend durch's Zimmer und nahm dann seinen Platz wieder ein.

„Sie sind ein hübscher junger Mann,“ begann er, „in der That ganz geeignet, meinen Erwartungen zu entsprechen. Sie sind mir lebhaft und eindringlich empfohlen. Bisher konnte ich Sie nicht berücksichtigen, aus Gründen, deren Auseinandersetzung Sie verletzen würde. Jetzt aber — jetzt will ich gleich mit der Thür in's Haus fallen: eine große Laufbahn liegt vor Ihnen, der Weg zum Glücke. Sie brauchen nur getreu der Richtung zu folgen, die Ihnen von kundiger Hand gezeigt wird. Vorerst aber nennen Sie mir Ihre Wünsche.“

Sombruch war auf einen solchen Ueberfall nicht gefaßt, der, so angenehm er sein mag, doch nicht minder Geistesgegenwart erfordert wie eine plötzlich eintretende Gefahr. Was er zu sagen hatte, war jedoch durch das Einzige, was jetzt seine Seele einnahm, schon in ihm vorbereitet, und ohne Bedenken wie ohne stürmische Hast konnte er erwiedern:

„Wenn ich offen sprechen darf, Herr Hofrath, ich möchte den Polizeidienst ganz verlassen.“

„Hm! Doch nicht, um sich völliger Unthätigkeit zu ergeben?“

„Dazu bin ich zu arm. Ich gehöre nicht zu Denjenigen, die unter allen Umständen sagen: man

muß leben. Ich würde dieß nicht immer als Nothwendigkeit anerkennen. Aber ich habe einen Zweck, zu leben."

„Und dieser ist?"

In Sombruch's Züge stieg eine leise Röthe. Er fühlte die Indiskretion der Frage, während der Hofrath nichts davon empfand. Doch bestand Limbeer nicht auf Antwort, er beobachtete nur den jungen Mann und als ob er dem Gespräch eine andere Richtung geben wollte, fragte er plötzlich:

„Wie hat Ihnen Hertha von Ambort gefallen? Sie haben sie zum ersten Male gesehen?"

„Ja, und ich glaube Alles bereits berichtet zu haben, was die Angelegenheit dieser Frau betrifft."

Limbeer lachte.

„Ich frage nicht den Mann im Dienste," sagte er, „im Gegentheil, den Mann, der den Dienst verlassen will. Ich frage, als ob Sie nicht im Amte wären, wie sie Ihnen gefallen hat!"

„Sie scheint mir eine Frau von feiner Empfindung zu sein," erwiederte Sombruch.

„Ist sie Ihnen hübsch, ist sie Ihnen reizend vorgekommen?"

Der Hofrath, als ob er diese Fragen durch

ein unliebsames Interesse entschuldigen wollte, das er zu nehmen gezwungen wäre, rief eifrig:

„Wie mich diese Frau quält und ohne es zu wissen ... ihre Angelegenheiten sind nicht in den Akten enthalten, die ich lesen muß, aber kein Geschäftsstück ist mir noch so lästig und zugleich so dringend gewesen. Aber wir sind ganz von unserem Thema abgekommen. Sie wollten mir sagen, was Sie ergreifen würden, wenn es Ihnen gestattet wäre, Ihr Amt aufzugeben."

„Wenn ich es mit einem andern vertauschen könnte," erwiederte Sombruch schüchtern, „so würde ich eine politische Stellung wünschen, etwa im Ressort des Auswärtigen."

„Sie meinen die diplomatische Carrière?"

„Ueberhaupt eine Position, die mir gesellschaftlich mehr Ansehen gäbe, mich den vornehmen Ständen näher brächte, um womöglich in adeligen Kreisen zu erscheinen und mit Jedermann auf ziemlich gleichem Fuß zu verkehren."

„Sie haben Ehrgeiz! das gefällt mir!" rief der Hofrath.

„Ich kann dieses Lob nicht annehmen," entgegnete Sombruch, „nicht Ehrgeiz bestimmt mich, einzig und allein die Absicht, dort, wo man mich

jetzt en bas behandeln zu dürfen glaubt, mit dem Gewicht eines Gleichgestellten aufzutreten, um mir in einer Sache, die mir am Herzen liegt, Achtung und Gehör zu verschaffen."

„Ah! da sind wir ja wieder bei Ihrem geheimnißvollen Zweck! Nun hören Sie mich an, lieber Freund!"

Der Hofrath ging wieder einige Male im Zimmer auf und nieder, dann nahm er auf dem Sopha Platz und winkte Sombruch, sich ebenfalls auf diesem Möbel an seiner Seite niederzulassen, eine ungewöhnliche Auszeichnung.

„Finden Sie es nicht auffallend, daß ich mich nach Ihren persönlichen Interessen erkundige, Sie um Ihr Wünschen und Hoffen befrage? Man ist das von mir nicht gewohnt. Sie haben jetzt Ihr Glück in der Hand. Sie stehen vor einem niedergelassenen Vorhang und wenn Sie ihn aufziehen, so spielt sich auf dem Theater Ihrer Existenz ein neues Stück ab."

Sombruch überkam eine lebhafte Erinnerung an seinen Pflegevater Pater Hilarius. Wie oft hatte dieser, bevor er von dem Dasein Ulrikens unterrichtet war, auf die Protektion durch den mächtigen Bureaukraten hingedeutet!

Limbeer fuhr fort:

„Vor Allem müssen Sie genau wissen, wie es sich mit der Baronin Ambort verhält. Sie hat ein großes Vermögen, das sie in tollen Ausgaben für fremde Leute zersplittert, die sie gar nichts angehen. Sie nennt das Wohlthaten üben. Einige meinen, sie wolle es unserer erlauchten Kaiserin-Mutter nachmachen und sich den Namen coeur d'ange erwerben. Ich weiß aber, daß sie etwas ganz Anderes will. Ihren Schwiegersohn, ihre eigene Tochter will sie um das Erbtheil bringen. Der Schwiegersohn aber war Attaché des französischen Gesandten am hiesigen Hofe, meines besten und verehrtesten Freundes. Ich habe daher Grund genug, der verrückten Wirthschaft ein Ende machen zu wollen.

„Das ganze Vermögen der Ambort," setzte er nach einer Pause fort, „das Hauptvermögen wenigstens, ist sozusagen nur in ihrer Verwaltung, nicht in ihrem Besitz. Alles kommt von ihrem Mann. Ein kleiner Theil ist ihr ausschließliches Eigenthum, den größern Theil aber muß sie nach seinem letzten Willen, sobald sie wieder heirathet, an das Kind übergehen lassen, an ihre in Paris vermählte Tochter. Nun, das sehen Sie ein, kommt

Alles darauf an, die Ambort wieder zum Heirathen zu bringen. Dagegen hat sie sich verschworen, und in Anbetracht der Ehe, die sie mit dem Baron, dem alten Sardanapal geführt hat, kann man ihr die Aversion gegen die Männer nicht verübeln. Es muß sich aber doch Einer finden, der jung und hübsch, gescheidt und geschickt genug ist, um ihr wieder Lust zu machen, und deßhalb, lieber Freund, habe ich an Sie gedacht."

Sombruch sprang auf; Ueberraschung und Bestürzung malten sich in seinen Zügen und sprachlos blieb er vor dem gleichmüthig dreinblickenden Hofrath stehen.

„Setzen Sie sich nur wieder her," sagte dieser und sah auf die Uhr. Dann fuhr er fort:

„Sie können wohl denken, daß ich ihr, wenn sie schon ihren Widerstand aufgeben soll, nicht zumuthen werde, einen untergeordneten Beamten, einen Mann ohne Rang, Titel und Vermögen zu heirathen. Sie muß entschädigt werden für das Vermögen, das sie hergibt, und muß ihre Stellung in der vornehmen Welt weiter behaupten können. Andererseits ist sie sechsunddreißig Jahre alt, hat also keinen Anspruch mehr, einen jungen Kavalier aus einem ersten Hause zu gewinnen. Sie aber,

als Parvenü und auch schon ein Dreißiger, sind gerade der Rechte. Sie sind ein Sonntagskind, eine mächtige Gnadenhand waltet über Ihnen, und mit dem Jawort der Baronin empfangen Sie Rang, Titel und Vermögen."

Er sah wieder auf die Uhr.

„Glauben Sie mir," sprach er weiter, „der Polizeidienst, den Sie mit sehr viel Geschick und Verdienst zurückgelegt haben, wird Ihnen auch in jedem andern Zweig der Staatsverwaltung sehr zugute kommen. Sie haben Menschenkenntniß, Scharfsinn und Geduld an den Tag gelegt. Polizei ist eben Alles, ist Diplomatie und Regierungskunst. Ich sehe Sie schon —"

In diesem Augenblick wurde ein Glockenzeichen vernehmbar, leise und doch schrill, und der Hofrath stand auf.

„Das kommt von der Seite," sagte er und zeigte nach der Wand; „ich muß selbst die Thür öffnen. Entfernen Sie sich nicht."

Es war im Bureau bekannt, daß es zum Kabinet des Hofraths einen besondern Zutritt gab, den nur sehr vertraute oder sehr hochgestellte Personen wählen konnten. Als Limbeer eine bisher unsichtbar gebliebene Tapetenthür öffnete, wurde

ein kleines, höchst elegant à la Pompadour möblirtes Stübchen sichtbar. Die Thüre schloß sich gleich wieder und Sombruch blieb einige Augenblicke allein.

Er hatte sich von der Bestürzung über einen Antrag, der dem Gefühl seiner gegenwärtigen Lage so schreiend widersprach, noch nicht erholt, als ein geräuschloses Aufspringen der Tapete ihm eine Erscheinung zeigte, die ihm nicht erst genannt zu werden brauchte, um sie zu kennen, obgleich er niemals in persönlichen Verkehr mit ihr gekommen war. Es war Frau von Montandon.

Ihre Gestalt und ihre Schönheit, sowie der ganze, auf die Fähigkeit heißer Leidenschaft hindeutende Ausdruck ihres Wesens entsprachen der Schilderung, die Genickstein von ihr entworfen hatte. Der Hofrath, der ihr folgte, stellte ihr Sombruch vor und sagte dann zu diesem:

„Frau von Montandon ist meine Klientin. Ich bin ihr Advokat in einem Prozeß, den sie mit unserer Regierung führt, und oft genug muß sich deßhalb die gnädige Frau herbeilassen, in meine Kanzlei zu kommen. In diesem Augenblick aber ist mein Wagen vorgefahren. Ich habe Audienz bei Kolowrat genommen, das heißt ich habe ihm zwei

Worte zu sagen und weiß, daß ich sogleich vorgelassen werde. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit, lieber Sombruch, bis ich zurückkehre die Dame vergessen zu machen, daß ein ernstes Geschäft sie hieher führte."

Der Hofrath nahm seinen Hut und entfernte sich auf dem gewöhnlichen Wege durch die vorderen Bureauzimmer.

Frau von Montandon setzte sich auf dem Sopha zurecht. Ihre Miene drückte die Langeweile aus, wie man sie empfindet, wenn man in einer Antichambre warten muß. Sombruch, in sehr üble Laune dadurch versetzt, daß er in seiner jetzigen Stimmung dazu verurtheilt wurde, eine Dame zu unterhalten, die all' seinen Interessen ganz ferne stand, nahm auf seinem Stuhl mit der Miene eines Inquisitionsrichters Platz. Nichts konnte von jeder Art von Liebenswürdigkeit entfernter sein als die Blicke, die er auf sie warf.

Helene von Montandon sah im Zimmer umher, als ob ihr dasselbe und die Gegenstände darin völlig neu wären und nur wie zufällig geriethen bei diesem Geschäft ihre Augen auch auf Sombruch. Dieser wäre es ganz zufrieden gewesen, die Zeit, bis der Hofrath wiederkehren sollte, durchzuschweigen

und seine Gedanken bemühten sich nicht im geringsten um einen Anlaß, die Lippen zu öffnen.

Die Dame veränderte ihre gelangweilte Miene in eine freundliche, als sie mit tiefer, wohllautender Stimme sagte:

„Sie sind mir nicht unbekannt, Herr Sombruch, eine intime Freundin hat mir viel von Ihnen erzählt.“

Der Paß ist richtig, dachte er, sie beginnt gleich mit einer Lüge; man kann sich nicht rascher, nicht überzeugender als Denjenigen legitimiren, der man ist.

Und laut sagte er, mit einem Zug leisen Spottes auf den Lippen:

„Von mir erzählt, gnädige Frau, der ich stets so ganz außerhalb der Welt lebte, und Ihnen erzählt, die Sie mitten in der vornehmsten Welt leben?“

„Was wollen Sie, mein Herr? Diese vornehme Welt ennuyirt sich so gründlich mit sich selbst, daß sie nicht müde wird, nach Neuigkeiten aus einer andern Sphäre zu forschen. Ich erfahre viel und bin sehr wißbegierig, noch mehr zu hören. Ich möchte zum Beispiel erfahren, wie hoch Sie den Werth der Perlenschnur veranschlagen, die Sie im

Nachlaß Ihrer lieben, seligen Frau fanden. Die arme, schöne Frau."

Sombruch ward bleich wie der Tod.

Sein nächstes Bedürfniß jedoch war, das Andenken der Verstorbenen vor jedem Schatten eines Verdachtes zu bewahren, den der Besitz eines solchen Schmuckes, wenn man ihn bei ihr gesehen, erregen konnte.

Eilig entgegnete er daher:

„Die Perlen sind falsch."

Sie lächelte.

„Wie lautet das barbarische Wort," fragte sie, „wie nennt man die Personen, die kommen, wenn Jemand gestorben ist und sein zurückgebliebenes Eigenthum schätzen?"

„Die Verlassenschaftsbehörde," sagte Sombruch.

„Richtig! Und sie war schon bei Ihnen?"

„Ja, Madame."

„Nun, da ich nach Dingen wißbegierig bin, die außerhalb meiner Welt liegen, so habe ich erfahren, daß jene falschen Perlen echt sind und daß man ihren Werth auf mehrere Tausende von Gulden geschätzt hat."

Sie bohrte ihre Augen in das Gesicht Sombruch's, der aber gewohnt war, seine Züge unbe-

weglich zu halten. Langsam und in eindringlichem Tone sprach sie dann:

„Wenn ein Lächeln des Spottes auf Ihren Lippen mich zu beschuldigen schien, daß ich unsere Konversation mit einer Unwahrheit begonnen hätte — so war das falsch — erwiesen aber ist, daß sie von Ihnen mit einer Unwahrheit fortgesetzt wurde. Ich weiß aber noch mehr, ich weiß, daß Sie, so lange die liebe Frau lebte, keine Ahnung von der Echtheit des kostbaren Schmuckes hatten."

Noch immer unbeweglich fragte Sombruch:

„Darf ich vielleicht erfahren, gnädige Frau, wer Sie von diesem Umstand unterrichtet hat?"

„Dieselbe intime Freundin, an deren Existenz Sie zweifelten."

„Darf ich vielleicht auch ihren Namen erfahren?"

„Sie ist todt; ihr Name war Ulrike Sombruch."

Ein erstickter Wehruf entrang sich der Brust des unglücklichen Mannes. Mit der Unbeweglichkeit seiner Züge war es vorbei; er wandte sich ab. Daß er wieder eine ihm bisher verborgen gebliebene Beziehung der Verstorbenen entdecken mußte, warf ein Gewicht mehr in die Wagschale ihrer Schuld; daß die Beziehung dieser Frau galt, deren Position

nicht vollkommen deutlich war, die aber jedenfalls zu keinem offen einzugestehenden Zweck die Verbindung mit der ihr an Rang und Bildung Untergeordneten hatte suchen können, machte jenes Gewicht furchtbar schwer. Eine unsägliche Beklommenheit, die ihn drückte, erregte fast ein Gefühl von Angst in seinen Nerven, nur wenig gemildert durch die schwankende Annahme, daß er vielleicht in diesem Moment belogen wurde. Die Annahme bewog ihn, die Augen wieder fest auf Frau von Montandon zu richten. Sie hielt den Blick lächelnd aus.

„Ich verschmähe es,“ sagte sie endlich, „Ihnen schon jetzt Thatsachen zu geben, die Beweise meiner genauen Bekanntschaft mit Ihrer verstorbenen Frau. Aber bedenken Sie, Herr Sombruch — ich bin im Begriff, ein kühnes Wort auszusprechen, aber Sie haben es durch Ihren Zweifel an meiner Wahrheitsliebe provozirt — bedenken Sie, daß man nur Diejenigen einer Unwahrheit für würdig hält, die unserem Herzen oder unserem Rang in der Gesellschaft nahe stehen. Was sind Sie mir, daß ich mit Ihnen lügen sollte?“

Sombruch, der nicht darauf achtete, wie diese Aeußerung gleich einem Blitz den Charakter der

Frau beleuchtete, die zu ihm sprach, rang nur mit der Versuchung, von diesen Lippen Erkundigungen einzuholen. Voll Trotz und Widerstreben trachtete er nach einem Vernunftgrund, den Gegenstand überhaupt fallen lassen zu können.

„Was folgern Sie daraus, Madame, auch wenn Sie Wahrheit sprechen?“ rief er endlich; „Sie haben Ulrike gekannt, Sie wußten, daß sie einen falschen Schmuck mit einem echten vertauscht hat; — was weiter?“

„Was weiter? Das will ich Ihnen sagen. Das Weitere ist, daß Ihnen das Räthsel dieses Tausches ungelöst bleibt, daß es Sie wie ein zufällig verschlucktes Gift langsam zu Tode martern wird; daß Sie vergebens sich krümmen werden, um sich davon zu befreien; daß Sie, so sehr Sie davor zittern, Ulrike schuldig zu finden, doch einen Freudenschrei ausstoßen würden, wenn Sie dieser Schuld gewiß wären, weil Sie dann wüßten, wen Ihre Rache zu treffen hat. Das Weitere ist, daß kein Mensch auf Erden Ihnen das Räthsel zu lösen vermag als ich, moi qui vous parle.“

„Wenn Ulrike schuldig war,“ sagte Sombruch kalt und gelassen, „so muß es doch noch einen Menschen auf Erden geben, der darum weiß: —

einen Mitschuldigen, zum Beispiel Graf Heribert von Horstell."

Mit Lachen entgegnete sie:

„Sie haben keinen Angeklagten vor sich, den Sie durch Kreuz- und Querfragen fangen zu können hoffen. Ich werde nichts aussagen. Tout ou rien! war immer meine Devise, auch in anderen Dingen, die man von mir verlangen konnte. Eins aber darf ich Ihnen zu bedenken geben: ein Mann mag in dieser Sache eine Rolle spielen, wer immer — wenn Sie nicht annehmen, was Ihnen von mir geboten wird, so bleiben Sie eine dunkle Existenz. Wie wollen Sie sich ihm nähern? Er stieße Sie bei der ersten Frage die Treppe hinab. Was kümmert ihn Herr Peter Sombruch? Wenn Sie annehmen, was Ihnen von mir geboten wird, so erhalten Sie nicht nur die Beweise des Geschehenen, sondern auch die Macht, darnach zu handeln."

„Und der Preis?" fragte er, noch immer mit spöttischer Miene.

„Hofrath Limbeer hat Ihnen den Preis genannt. Der Gang zum Traualtar mit Baronin Ambort enthüllt Ihnen das Geheimniß Ihres Lebens."

„Das hinge nicht von meinem Willen ab, auch

wenn ich wollte. Ich — das begreifen Sie wohl — bin nicht in der Disposition, um ein Weib zu freien. Allein auch wenn ich wollte — Sie wissen, daß die Baronin Ambort einen unüberwindlichen Abscheu davor hat, eine neue Verbindung einzugehen —"

„Das braucht Sie nicht zu kümmern," unterbrach sie ihn, „für die Zustimmung der Dame wird gesorgt werden. Von Ihnen wird nur verlangt, daß Sie in die dargereichte Hand die Ihre legen. Man kann es nicht bequemer haben, auf den Knieen sollten Sie mir danken."

Sie setzte die sozialen Vortheile auseinander, die ihm winkten. In langer und lebhafter Schilderung entwarf sie ein Bild des Glückes, als gebietender Herr in dieser Welt zu stehen, bloß das Schnupftuch zu werfen, um jeden Wunsch, jedes Trachten erfüllt zu sehen. Die raffinirten Genüsse, die eine dem Sinnlichen zugeneigte Phantasie umgaukeln, fanden an ihr einen beredten Herold. Die Wirkung war eine andere, als die Verführerin beabsichtigte, aber von noch größerer Gewalt. All' der Zauber weltlicher Freuden glitt erfolglos an dem sittenstrengen Mann ab, der nie eine andere Leidenschaft gekannt hatte, als die für Ulrike, und

dessen Grimm und Qual auch nichts war, als diese Liebe. Sein Rachedurst aber wurde nur gesteigert, je buhlerischer sich das Weib vor ihm darstellte; der Gedanke an einen heimlichen Zusammenhang der reinen und lieblichen Blüte mit dieser Natter drohte ihn rasend zu machen.

Wie bitter ist es, eine Todte degradiren, die Kränze der Liebe und Anbetung von dem Haupt einer Leiche herabnehmen zu müssen!

Er ermannte sich noch einmal zu einem Widerstand.

„Auch mich fängt man nicht," sagte er, „was würde ich vernehmen, wenn ich vom Traualtar käme? Ein Geschwätz!"

„Ich habe mich gegen diesen Verdacht gewaffnet, mich vorbereitet, ihm zu begegnen," erwiederte sie und zog ein Blatt Papier aus ihrem Busen.

Er erkannte die Schrift seines verstorbenen Weibes, selbst das Format, in welches Ulrike Briefpapier zu falten pflegte. Ohne Adresse und ohne Unterschrift waren die Worte:

„Es muß sein. Ich habe ihn gesprochen und kann nicht mehr widerstehen. Gott hat Alles gelesen, was ich Ihnen geschrieben habe, der Allmächtige weiß, wie ich mich gewehrt habe, Gott wird mir gnädig sein."

Sombruch, der sich erhoben hatte, um das Blatt zu empfangen, sank kraftlos in seinen Stuhl.

Frau von Montandon nahm ihm das Blatt sanft aus der Hand und sagte:

„Sie begreifen wohl, daß diesem Blatt andere Blätter vorhergehen mußten; sie enthalten Alles und stehen Ihnen zu Gebote.“

Sombruch sprach mit gepreßter Stimme:

„Liefern Sie mir die Briefe meines Weibes aus, und wenn sie Alles enthalten, was ich zu wissen habe, so werde ich thun, was Sie verlangen. Genügt Ihnen mein Ehrenwort?“

„Es genügt. Aber die Briefe können Sie erst empfangen, nachdem der Baronin Zustimmung zur Heirath gewonnen sein wird.“

Der Hofrath kehrte zurück.

Sombruch erhob sich, verbeugte sich stumm und ging.

Zehntes Kapitel.

Ein Reiter bewegte sich langsam über die stille mährische Haide. Der erste Schnee war gefallen, aber Luft und Sonne wollten es nicht Wort haben, daß sie den Winter bereits in die Nähe hatten kommen lassen. Ueberall zerschmolz die leichte Hülle und vom Sonnenglanz beschienen, lächelte das welke Gras hervor, als ob es neue Frische erlangt hätte. Der Reiter nahm seinen Mantel ab und breitete ihn auf dem Sattel vor sich aus, dann ließ er die Zügel schlaff hängen und das Pferd seinen Weg nach Belieben suchen. Es wandte sich dem kleinen slavischen Dorf zu, welches dem gräflichen Schloß am nächsten gelegen war. Häuschen reihte sich an Häuschen, keines enthielt mehr als ein Erdgeschoß und jedes war

an seiner Frontseite mit bunter Malerei oder mit aufgehängten Zweigen und Kränzen geschmückt.

Die hannakischen Bauern, die vorüberzogen, hatten größtentheils für ein an deutsche Kulturerscheinungen gewöhntes Auge ein wüstes Aussehen, aber alle grüßten ehrerbietig und selbst demüthig den Reiter, und alle wandten ihm dabei den ihnen eigenen melancholischen Blick zu. Der Begrüßte dankte stolz und freundlich zugleich, und vor dem einzigen Hause, das ein Stockwerk über dem Erdgeschoß besaß und durch manches gefällige Anzeichen verrieth, daß es deutsche Insassen hatte, hielt er sein Pferd an. Sogleich trat ein junger Knecht aus dem Hause.

„Hansitschko," sagte der Reiter, „wer ist da?"

„Der alte Herr ist nach Flursberg gegangen, Herr Graf," war die Antwort.

„Und Pepinka?"

„Steht am Fenster und sieht dem Wagen mit den vier Pferden nach, der gerad' auf's Schloß fährt."

„Besuch!" sagte der Graf zu sich selbst und setzte sein Pferd in Trab.

Der Graf erreichte den Wagen erst im Schloßhof, weil er sich, nachdem er das Gefährt vor

ihm erkannt, nicht beeilt hatte, es früher einzuholen. Aus dem Wagen stieg ein Mann in vorgerückten Jahren in der Oberstuniform eines Infanterieregiments und schüttelte dem vom Pferde springenden jungen Manne wacker die Hand.

Der Oberst Graf Wanderstätten war mit dem verstorbenen Vater des Grafen Heribert von Horstell eng befreundet gewesen. Heribert hatte deßhalb seit seiner Kinderzeit die Gewohnheit, den Freund seines Vaters Onkel zu nennen, obgleich sie nicht mit einander verwandt waren, ja obgleich auch das Gefühl so großer Freundschaft nicht auf den Sohn übergegangen war.

Während sie die Treppe hinaufstiegen, sagte Wanderstätten:

„Ich bin seit vorgestern Abend wieder in Hitzgrub, wo Frau und Töchter noch bis zu Weihnachten bleiben wollen. Sie sagen mir, daß Du Dich noch immer nicht bei ihnen hast blicken lassen. Das treibt mich zu Dir. Ich bin's Deinem Vater selig schuldig.“

Heribert runzelte bei diesen Worten die Stirn und schwieg. Als sie auf dem Korridor waren, sagte der Oberst mit größerer Munterkeit:

„Gib mir gleich zu rauchen. Es ist kurios.

Auf dem Pferd dampf' ich so viel ich will, beim Kutschiren aber will mir die Pfeife nicht bequem werden, am wenigsten bei four in hand."

Sie betraten einen mittelgroßen Raum, an dessen Hinterwand ein langer Divan hinlief. Fauteuils und kleine Tischchen gruppirten sich um einen prächtigen, mit Holzschnitzerei ausgestatteten offenen Schrank, der alle erdenklichen Requisiten trug, um dem Tabak zu huldigen, in einer Zeit, in der die Cigarre noch sehr wenig in Oesterreich verbreitet war.

Während der Oberst sich an diesem Schrank eine lange Pfeife zurecht machte, gab Heribert seinem Hausintendanten einige Anordnungen und setzte sich dann, ebenfalls rauchend, dem auf dem Divan halbausgestreckten Wanderstätten gegenüber.

„Du hast seiner Zeit erfahren," begann dieser, „daß meine Töchter verlobt sind und mit wem, nicht wahr?"

Heribert nickte bejahend.

„Nun, ich muß Dir sagen," fuhr der Oberst fort, „daß ich mich folglich nicht mehr zu geniren brauche, offen zu reden. Früher habe ich immer etwas Undelikates dabei fürchten müssen. Zum Diplomaten bin ich nicht geschaffen. Jetzt aber

kann ich Dir sagen, Du vertrauerst und verbauerst Dein Leben sträflich. Heirathen mußt Du, das bist Du Deinen Eltern im Grabe schuldig, um nicht erst von Deinem Stand, Deinem Geschlecht, Deinen Kavalierspflichten zu reden. Und Deine arme Schwester im Kloster, wenn sie sich auch nicht gerade geopfert hat, würde doch um den einzigen frohen Gedanken kommen, den sie noch für die Welt draußen hat. Kurz, was macht Dich so kopfhängerisch? Meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ist, Dir zu helfen, wenn ich kann, Dir zu rathen, wenn ich eine Einsicht hab', also rede!"

„Du kannst ganz ruhig sein, Onkel," erwiederte Heribert, „heirathen werde ich, weil ich muß, und wenn möglich, so lang ich noch kein alter Mann bin, daß ich aber so lange nicht nach Hitzgrub gekommen bin, thut mir leid, — gewiß, — aber ich habe immer die Ehrlichkeit gegen mich gehabt, mich um meine Stimmung nicht betrügen zu können."

„Ja, man weiß, daß Deine Stimmung eine grausam finstere ist; man sieht's Dir ja an. Da möcht' ich aber etwas thun, etwas sagen, — eine Geschichte steckt dahinter, erzähle sie."

„Nein!" rief Heribert etwas heftig, zwang sich aber, fortfahrend, zur Gelassenheit:

„Ich will keine Geschichte haben, ich will nicht, daß vor mir oder vor Anderen in Bezug auf mich etwas erzählt werde. Wenn ich bestimmt sein sollte, unglücklich zu sein, so ist Alles nur in mir vorgegangen und nichts ist in der Welt passirt. — In acht Tagen fangen bei mir die Jagden an. Kann ich Dich hier haben dazu? Du wirst angenehme Leute sehen —“

In diesem Augenblicke trat der Büchsenspanner ein, von dem sich Heribert am liebsten bedienen ließ. Der Jäger kam von dem nahen Städtchen Flursberg, wo er die Postsachen geholt hatte. Heribert sah rasch die Adressen der Briefe an und sagte zum Jäger: „In die Kanzlei.“

Nur einen betrachtete er länger, einigermaßen erstaunt und behielt ihn zurück.

„Ein Brief von unbekannter Hand,“ sagte er, nachdem der Jäger sich entfernt hatte; „da thut man am besten, den Brief so lange liegen zu lassen, bis ein Augenblick kommt, in dem man sich unausstehlich langweilt. Eine unbekannte Hand ist fast immer eine Bettlerhand.“

„Lies nur, lies!“ rief der Oberst, „ich verdaue indessen, was Du mir gesagt hast oder vielmehr nicht gesagt hast. Lies, ich will's!“

Der Brief war von der Baronin Ambort und lautete:

„Mein lieber, junger Vetter Heribert!

„Sie nennen mich ‚Tante‘, und obgleich ich sonst nicht gerne behalte, was mir nicht von Rechtswegen zukommt, so nehme ich doch diesen Titel mit Vergnügen an, weil ich dadurch den Muth bekomme, Ihnen zu sagen, was ich Ihnen eben zu sagen habe. Ich uraltes Frauenzimmer bekomme noch mit Liebesgeschichten zu thun, aber so geht es, wenn man, schon in Jahren, doch die Neigung zu der Jugend nicht lassen kann.

„Da treten nun zwei Sachen auf einmal an mein Herz heran und Beides geht Sie an; Eins betrifft ein Mädchen, das Andere eine Frau.

„Werfen Sie den Brief nicht ungeduldig fort, weil er von einem Mädchen in Bezug auf Sie spricht. Sie werden sogleich noch mehr hören wollen, wenn ich Ihnen sage, daß sie ein stolzschönes Gesicht wie eine Römerin des Alterthums hat und wunderbar schwarze Augen. Das interessirt Sie noch immer nicht? So muß ich Ihnen denn sagen, daß sie auch den Namen einer alten Römerin führt und Cornelia heißt.

„Sie ist in Wien in Begleitung ihres Groß-

vaters, sie war bei mir und offener als Sie gegen mich, hat sie mir nicht verschwiegen, wer ihr Herzliebster ist, während Ihr Vertrauen nicht so weit ging, mir auch den Namen zu sagen. Hartnäckig verheimlicht sie bis jetzt auch mir den eigentlichen Grund des Bruches. So viel aber kann ich Ihnen sagen: daß sie einen Andern liebe, scheint mir nicht wahr und nur ein Vorwand gewesen zu sein. Viel wäre über den Aufenthalt des unglücklichen Mädchens in Wien zu berichten, viel Gutes für Sie zu bewirken. Sie dürfen die besten Hoffnungen schöpfen, — aber ich ziehe meine Hand von dieser Angelegenheit gänzlich ab und stoße Sie in neue Hoffnungslosigkeit zurück, wenn Sie mir nicht zuerst über die zweite Angelegenheit, die auch Sie angeht, den offensten Aufschluß geben, gleichviel, ob Sie sich dabei zu schämen haben oder nicht.

„Peter Sombruch, ein Beamter der Polizei, war im Auftrag seiner Behörde bei mir. Sein Amt und das Geschäft, das ihn zu mir führte, wären gleich geeignet gewesen, mir ihn sehr antipathisch zu machen. Aber gerade dieser Mann hat meine volle Sympathie gewonnen. Er beklagt den Tod einer geliebten Frau nach glücklicher Ehe, und jeder Schmerz, der aus der Bravheit des Menschen

hervorgeht, nimmt mir das Herz ein. Er beklagt aber nicht nur das frühe Hinscheiden, auch einen häßlichen Verdacht, den er auf die Hingeschiedene werfen muß. Eine Aeußerung, die seine Frau einmal gethan, lenkt seine Vermuthung dahin, daß Sie, Graf Heribert von Horstell, mit jener Frau, die wunderschön gewesen sein soll, in Verbindung gestanden hätten. Das Band der Verknüpfung wäre eine Perlenschnur gewesen.

„Darüber nun, lieber Vetter, will ich reinen Wein von Ihnen geschenkt bekommen. Ich weiß wohl, daß ein Mann in solchen Fällen besondere Pflichten der Diskretion zu haben glaubt. Ich lasse das hier nicht gelten, ich will unumwundene Wahrheit, wenn ich Ihnen in der Sache, die Ihnen wirklich nahe geht, in Ihrer Liebe für Cornelia dienen soll. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie die beste Hoffnung schöpfen dürfen, sobald sich das trübselige Geschick der schönen Italienerin zum Bessern wendet. Sie lebt jetzt in äußerster Armuth, die so reich gewöhnt war, und ist von Gefahren bedroht, die ich nicht dem Papier anvertrauen will. Gerade der Ehegatte, der sich von Ihnen gekränkt glaubt, kann helfend und schützend eingreifen. Also Wahrheit! Ich vertraue Ihrer

Ehre so sehr und glaube so fest an Ihre Liebe für Cornelia, daß ich Sie nicht für schuldig halten kann, ja daß ich Ihrer Ehre sogar dieses Geheimniß eines fremden Mannes anvertraue. Und hätten Sie selbst eine Verirrung begangen, — nur die verschwiegene Unthat wirkt schrecklich weiter, aus dem Eingeständniß kann noch alles Gute hervorgehen. Sprechen Sie und hoffen Sie!

Ihre freundlich gesinnte Tante

Hertha von Ambort."

Wanderstätten hätte Zeit gehabt, viel Schwereres zu verdauen als die Zurückhaltung Heribert's, denn dieser kargte nicht mit den Minuten, um den Brief zwei- und dreimal zu lesen. Die hauptsächlichste Wirkung blieb immer der Freudenstrom, der ihm in's Herz drang, daß endlich wieder eine Vermittlung mit der fernen, durch ein Räthsel von ihm getrennten Geliebten gefunden war. Darüber ließ er den andern Inhalt des Briefes vorläufig fast unbeachtet und wendete endlich seinem Gast ein so strahlendes Gesicht zu, daß dieser sich erhob und sagte:

„Ich gratulire. Ich weiß zwar nicht weßhalb, aber ich sehe, Du hast eine gute Nachricht erhalten."

„Komm', Onkel," rief Heribert, „und vor Allem in den Schafstall. Ich habe jetzt wirkliche Merinos, Du wirst Dich wundern. Und Nachmittags sollst Du ein Pröbchen von meiner Waldwirthschaft bekommen."

Wanderstätten zeigte auf seinen Uniformrock und sagte:

„Ich bin im Dienst wie Du siehst, sonst ginge ich außer Garnison in Civil. Ich will heute noch nach Brünn fahren, wo ich eine Inspektion habe."

„Wann bist Du zurück?"

„Uebermorgen."

„Da komme ich zu Dir nach Hitzgrub. Ich habe eine wahre Sehnsucht, Deinen Damen aufzuwarten und Verzeihung für meine lange Vernachlässigung zu erbitten. Nun aber wollen wir hinunter und bald zu Tische."

Der früher so schweigsame und verdrossene Heribert war wie umgewandelt und man hätte dieß an seinem raschen, freudigen Schritt beobachten können, als er Nachmittags, sobald der Oberst mit seinem Viergespann abgefahren war, in das slavische Dorf ging, wo er am Morgen nach Pepinka gefragt hatte.

Die Liebe ist der einzige Egoismus, welcher

zugleich Schönheit ist. Was Cornelia in diesem Zeitpunkte litt, war nicht im Stande, den jungen Grafen so sehr zu betrüben, als ihn die Nachricht, keinen Nebenbuhler zu haben, beglückte. Dazu kam die Aussicht, an der klugen Freundschaft der Baronin Ambort eine Förderung seiner Wünsche gewonnen zu haben.

Graf Heribert von Horstell war als Typus hervorragender denn als Persönlichkeit. Er war der Typus des junges Landedelmannes zu einer Zeit, als die Erziehung der adeligen Söhne in Oesterreich von strengeren, wenn auch beschränkteren Prinzipien geleitet und das frivolste Welttreiben ihnen nicht schon in so frühem Alter zugänglich war als heutzutage. In alle Traditionen der Exklusivität seines Standes war er von Kindheit an so eingesenkt, daß ihm die aristokratische Ausschließlichkeit in seinem Verhalten zu anderen Ständen zweite Natur geworden war, ohne daß man ihn eben wegen seiner Natürlichkeit und Ungezwungenheit des Hochmuths hätte beschuldigen können. Wie der Gesellschaft gegenüber, so war er auch bei seiner Lebensführung der strengen Befolgung des Herkömmlichen zugethan. Er würde, um seine Pflicht als Majoratsherr zu erfüllen,

unter allen Umständen, und wäre es mit gebrochenem Herzen, geheirathet haben, und unter keinen Umständen, und wäre ihm das Glück des Paradieses dadurch erschlossen worden, eine nicht standesgemäße Frau. Sein inneres Wesen war übrigens mehr nach der Richtung des Herzens als der Intelligenz zur Reife gekommen. Im Bereich des Geistes, im Gebiet der Religion, des Staatslebens genügten ihm die einmal festgestellten Normen vollständig und er blieb ihnen unverbrüchlich anhänglich, ohne sich weiter einen Gedanken darüber zu machen. Nur wo sein Gemüth mit in's Spiel kam, wo sich rein menschliche Beziehungen für ihn ergaben, entwickelte er seine Selbstständigkeit, seine Eigenheit: ein kindliches Herz voll Treue und Wahrheitsliebe und einen festen, in den Geboten der Ehre wurzelnden Charakter.

Ein Beispiel seiner herzlichen Gemüthsbetheiligung, verbunden mit aristokratischer Selbstachtung gab sein Verhalten zu Pepinka, seiner Milchschwester. Sie war die Tochter eines deutschen Wirthschaftsbeamten auf dem Gute, der den Namen Justus Nigris führte und eine slavische junge Bäuerin geheirathet hatte. Der junge Heribert hatte nach dem Tode seines Vaters den redlichen Beamten

reichlich und dankbar pensionirt, da dieser, alt geworden, lebhaft gewünscht, einmal für sich allein zu wirthschaften.

Nigris hatte seiner Tochter in Brünn eine ganz städtische Erziehung geben lassen, da er gehofft, sie dort zu verheirathen. In der That war, als sie schon zwanzig Jahre alt geworden, ein junger Mann in guter Stellung bei einem Gerichtshof der mährischen Hauptstadt als Bewerber um ihre Hand aufgetreten. Pepinka hatte sich zum Verdruß ihrer Eltern entschieden geweigert und besonders war der Vater darüber erbost. Als aber bald darauf seine Frau starb, machte ihn der Egoismus nachsichtiger. Er wäre jetzt ohne die Tochter ein ganz vereinsamter, alter Mann gewesen. So durfte sie sich zur Ehelosigkeit entschließen, um beim Vater bleiben zu können.

Der Tod der Frau Nigris hatte es ihrem Manne besonders wünschenswerth gemacht, pensionirt zu werden. Von seinen Ersparnissen hatte er sich das stattliche Häuschen im Dorfe bauen lassen, einiges Ackerland dazu gekauft und war ein zufriedener Mann.

Pepinka rühmte sich, im Alter vorgerückter zu sein als ihr Milchbruder, weil sie um volle vier

Wochen älter war, und zog daraus die äußere Befugniß, weiser zu sein als er. Er würde sie ihr ohnehin gern eingeräumt haben. Denn er verehrte sie wegen ihrer Abneigung gegen das Heirathen als ein ungewöhnliches Wesen, ohne im geringsten zu ahnen, inwiefern er selbst an den Ursachen jener Abneigung betheiligt war. Wenn er es geahnt hätte, er würde jeden Verkehr mit ihr abgebrochen haben.

Das gleiche Alter hatte auf das Verhältniß bestimmend eingewirkt. Die sechzehnjährige Pepinka war eine hold erblühte Jungfrau gewesen, vom Ernst des Lebens schon leise umhaucht, und hatte auf den sechzehnjährigen Heribert als auf einen Knaben mit überlegenem Lächeln herabgesehen. Die zwanzigjährige Pepinka war von einer heftigen, tiefverschwiegenen Leidenschaft für den jungen Grafen erfaßt worden und hatte deßhalb die von den Eltern projektirte Heirath abgelehnt. Der zwanzigjährige Heribert hatte im stürmischen Drang der Jugend, die ferne, fremde Welt kennen zu lernen und Abenteuer zu erleben, allen Sinn für das Nächstliegende verloren und keine Freude mehr an der Heimat und den Menschen, die ihn zunächst umgaben.

Als Beide fünfundzwanzig Jahre alt geworden, war Heribert in die Reife des Mannes getreten und von jetzt an erschien ihm Pepinka wie um zehn Jahre älter als er, er sah in ihr ein Wesen, das die Kämpfe und Leidenschaften, die noch ihn selbst bewegten, schon weit hinter sich gelassen hätte.

Durch keine Handlung, durch kein Wort störte die verschwiegen Liebende diesen Wahn. Unter schwerem Ringen ihres Innern, unter heimlichem Härmen spielte sie die mit ihrem jungfräulichen Herzen an den Geschicken des Geliebten Unbetheiligte, um ihm nur mit der Kälte und Besonnenheit einer weisen Rathgeberin zu dienen. Nie konnte ihm der Gedanke kommen, daß die gleichmüthige Freundlichkeit, womit die Milchschwester seine Leiden anhörte und besprach, nicht die reinste Natürlichkeit gewesen wäre.

Die Erwägungen eines liebenden Herzens gehen nicht so weit, daß Pepinka an der Betrachtung einen Trost hätte finden können, wie ja die soziale Stellung und die ganze Denkungsweise des Grafen, auch wenn er sie geliebt hätte, niemals die Grundlage eines Glückes gewesen wären. Was hätte noch Unglück, was hätte noch ein unerschwingliches

Opfer sein können, wenn er sie geliebt hätte! Sie hielt sich nur daran aufrecht, daß die Umstände ihr wenigstens den äußern Frieden der Resignation gestatteten, wenn sie die innere Ruhe derselben nicht finden konnte, daß sie ungestört ihrem Schmerz nachzuhängen, den Sorgen für ihren Vater und sein Haus sich ausschließlich hinzugeben vermochte und was sie in der Stadt an Bildungselementen eingesogen hatte, weiter pflegen konnte, ohne fremden Verhältnissen und ungeliebten Menschen mit ihrem Leben dienstbar werden zu müssen.

Wie viele wort- und ereignißlose Leidensgeschichten dieser Art spielen sich in tiefer Verborgenheit ab!

Es war noch heller Tag, der nur leise zur Dämmerung neigte, als Heribert in das Haus des alten Wirthschaftsbeamten trat. Er stieg sogleich die Treppe zu Pepinka's besonderem Wohnraum hinauf, denn er hörte sie auf dem Pianino spielen, das er ihr bei der Einrichtung des neuen Hauses zum Geschenk gemacht hatte. Sie war niemals sentimental in ihren Gesprächen mit ihm und weiche Regungen, wenn von zärtlichen Beziehungen anderer Menschen die Rede war, schien sie ihm gegenüber grausam zu verspotten und zu verlachen. In

der Lektüre und in der Musik jedoch liebte sie das Schwermüthige. Ihre Bücher begleitete der Graf nicht mit seinem Interesse, sie brauchte ihm daher keine Rechenschaft zu geben, wie gewaltig manches melancholische Dichterwort in ihr Gemüth drang. Die Musik liebte er sehr, ohne gerade heitere Weisen zu verlangen und ohne ihrer Wahl des Düstern eine persönliche Beziehung zu geben oder einen andern Beweggrund als den Reiz der Komposition zu vermuthen. Zuweilen sangen sie Duette, doch in diesem Falle wählte Pepinka ausschließlich aus komischen Opern.

Sie hatte, als er an ihrer Thüre stand, eben das Präludium einer ihm wohlbekannten Romanze begonnen, die sie sehr liebte. Leise trat er ein und setzte sich auf das kleine Kanape. Sie ließ sich durch sein Kommen nicht stören, nur mit den Augen grüßte sie ihn und sang:

„Wie rauscht der Wald mit ernstem Sinn
Und doch voll Fröhlichkeit!
O wär' ich drin, o wär' ich drin
Geblieben alle Zeit!

Wie liebt' ich ihn, — bis immerdar
Dein Bild im Waldesraum
Das Wachen meiner Nächte war
Und meiner Tage Traum!

So schmerzlich saust der Wald! — Du kamst
Und hobst mich auf dein Roß!
So stürmisch grollt der Wald! — Du nahmst
Mich auf dein Grafenschloß!

Die goldnen Ketten, Ring und Band
Sind nicht Gefangenschaft,
Doch als mich auch dein Arm umwand,
Entkam ich nicht der Haft.

Du sprachst so süß, — doch mir im Ohr
Des Waldes Stimme scholl,
Wenn deine sich im Kuß verlor,
Die seine ward zum Groll.

Mit seinem Welken welk' ich hin, —
So rächt er nun sein Leid!
O wär' ich drin, o wär' ich drin
Geblieben alle Zeit!"

Lachend stand sie auf und sagte:

„O wär' ich bei meiner Schneiderei geblieben alle Zeit!"

Sie nahm einen zugeschnittenen Kleiderstoff vom Nähtisch auf und machte sich die Nadel zurecht.

„Pepinka," sagte Heribert, „etwas Wichtiges hat sich ereignet, ich habe eine Nachricht von Cornelia."

Sie warf Alles wieder weg, was sie in der Hand hatte und setzte sich auf ein Stühlchen ihm gegenüber. Ihre Züge drückten das lebhafteste Interesse und den theilnehmendsten Ernst aus.

Er theilte ihr den Inhalt des Schreibens der Baronin Ambort mit, das er ihr nicht selbst zu lesen geben wollte, um die Mädchenhaftigkeit durch die Hindeutung auf das Abenteuer mit Ulrike Sombruch nicht zu verletzen.

„So nahe wäre ich ihr nun," schloß er seine Mittheilung, „daß ich in wenigen Stunden das Glück haben könnte, in derselben Stadt mit ihr zu sein, sie vielleicht aus der Ferne zu sehen. Was meinst Du, Pepinka?"

Sie hatte darauf bestanden, daß er ihr fortwährend das „Du" geben müsse, an das er seit der Kindheit gewöhnt war, wollte ihn aber um keinen Preis anders als mit seinem Titel und der dazu gehörigen Redeweise ansprechen. Sie fand in dieser Fremdheit des Ausdrucks eine Unterstützung bei dem Bestreben, sich nicht zu verrathen.

„Ich meine, Herr Graf," erwiederte sie, „daß Sie ruhig warten müssen, wie schwer es Ihnen auch werden mag. Die kluge Frau von Ambort verspricht Ihnen, wie Sie sagen, zu forschen, zu vermitteln. Wie leicht könnte Ihre Anwesenheit, Ihre Leidenschaft die sorgsamsten Vorbereitungen Ihres Glückes stören. Thun Sie nichts und lassen Sie es vom Himmel fallen."

„Aber, Pepinka, meine Sehnsucht, die Wonne, sie täglich zu sehen! Du bist so verständig, aber die Weisheit in Liebessachen lernt man nicht, wenn man, wie Du, niemals selbst geliebt hat. Darin hast Du keine Erfahrung, das ist Dein einziger Fehler.“

Sie lächelte seltsam, er konnte glauben, wegen der Schmeichelei, ihr keinen andern Fehler zugeschrieben zu haben.

„So viel aber ist gewiß,“ entgegnetete sie, „daß es noch keine fertige Liebessache ist. Sie wissen nicht, wie Ihnen Cornelia gesinnt ist. Sie hat einmal von einem Andern gesprochen und das ist noch nicht aufgeklärt. Ich kann mir aber denken, daß es schrecklich sein muß, zu lieben und nicht geliebt zu werden. Da ist es noch ein Trost, dem Gegenstand, der solche Qual verursacht, möglichst ferne zu bleiben.“

Die Dämmerung hatte indessen stark zugenommen und Pepinka war froh, daß ihre Züge nicht mehr gesehen werden konnten. Muthiger fuhr sie deßhalb fort:

„Ich habe keine Erfahrung, das ist wahr. Und darum kommt mir das Lieben auch eigentlich komisch vor. So viele Millionen Augen gibt es,

in jedem, wenn man es recht ansieht, liegt etwas Ueberirdisches, und gerade die zwei Augen müssen es sein, die man sich einbildet, von denen man alle Seligkeit erwartet. Und wenn sie die Seligkeit nicht geben, so sucht man sie nirgends mehr, obgleich sie gewiß überall zu finden wäre. Es ist närrisch."

Zwei Thränen rollten über ihre Wangen, die er nicht sah, aber ihr Lachen ließ sie ihn hören.

„Ich bitte Dich, zünde Licht an," sagte er, „die Dunkelheit verleitet zu unnützem Geplauder. Ich bin in Zweifel und möchte Deinen ernsthaften Rath haben."

„Nur noch einige Augenblicke," rief sie, „die Dämmerung ist so traulich und der Ernst ist so kalt und unheimlich. Trotzdem will ich Ihnen Alles sagen, was ich denke."

Sie benützte die Augenblicke, um auf ihr Taschentuch zu hauchen und es an die Augen zu drücken, damit jede Spur ihrer innern Bewegung verwischt werde. Als dann die Lampe auf dem Tisch stand, sprach sie ruhig und gemessen:

„Ich liebe Cornelia, wie Sie mir sie geschildert haben, Herr Graf, ich liebe sie sehr, das habe ich Ihnen oft gesagt und es hat Ihnen Freude

gemacht. Darum verschwieg ich auch, was mir an ihr mißfällt; jetzt aber ist es Zeit, davon zu reden. Wenn ein Mädchen das Herz eines Mannes gewonnen hat und von Anfang an nichts gegen seine Neigung einzuwenden hatte, so hat das Mädchen Pflichten, die freilich nicht im Katechismus stehen, die aber die Liebe vorschreibt, die man empfängt und selbst fühlt. Die erste dieser Pflichten ist die Wahrheit. Ohne deutlichen Grund ganz plötzlich ein Herz von sich stoßen, das man so nahe an sich herankommen ließ, scheint mir so entsetzlich und unerlaubt, wie wenn eine Mutter ihr Kind plötzlich auf die Straße stieße und nichts mehr von ihm wissen wollte."

Der Graf senkte das Haupt, er mußte unwillkürlich beistimmen.

Ermuthigt setzte sie fort:

„Sie versprachen, wie Sie mir sagten, einigen Freunden, zu einem Feste, das Baron Hügel gibt, nach Wien zu kommen; ich würde nun an Ihrer Stelle der Baronin schreiben, daß Sie bis dahin sich beherrschen, Cornelia nicht wiedersehen wollen, auch nicht aus der Ferne, ohne daß sie selbst es wüßte; daß Sie aber die Wiederanknüpfung des Verhältnisses zu dem Mädchen nicht von einer plötz-

lichen neuen Umwandlung der Laune Cornelia's abhängig machen wollen, sondern nur von Ihrer klaren Einsicht in die Ursachen des Bruches. Ja, ich würde an Ihrer Stelle schreiben, daß wenn Ihnen die Ursachen des Bruches nicht einleuchteten und nicht Ihre Billigung fänden, Sie, — und müßten Sie darüber zu Grunde gehen, — das Verhältniß nicht wieder anknüpfen möchten; Sie hätten ja sonst keine ruhige Zukunft vor Augen."

Die Stimme, die Lippen Pepinka's bebten. Denn wie sehr sie auch ihre Eifersucht niederzukämpfen wußte, einiger Zorn mischte sich um so mehr in ihre Worte, für je richtiger sie ihre Ansicht halten zu dürfen glaubte.

Der Graf ging lebhaft bewegt auf und nieder. Dann blieb er vor dem Mädchen stehen und sagte:

„Lebe wohl. Du hast Recht. Ich gehe nach Haus, um der Baronin in Deinem Sinne zu antworten."

Elftes Kapitel.

Herr von Genickstein stand in seinem Comptoir, mitten unter den eifrig an ihren Pulten arbeitenden Buchhaltern, und war eben im Begriff, das Comptoir zu verlassen, als ein Bedienter eintrat und in einem geschlossenen Couvert eine Karte der Frau von Montandon brachte. Auf der Karte stand unter dem gestochenen Namen mit Bleifeder gekritzelt, daß man ihr tausend Franken in ihre Wohnung bringen möchte, gegen einen Kreditbrief, den sie vorzeigen werde.

Genickstein fragte, ob schon Jemand etwas von der Sache wisse und ein Korrespondent bestätigte, daß ein Avis von Seite eines der ersten pariser Geschäftshäuser die Ausstellung jenes Kreditbriefes angekündigt habe. Genickstein ging an die Kasse, steckte Geld zu sich und beschloß, selbst der Ueber=

bringer des von der schönen Frau Verlangten zu sein.

Sie wohnte im Schottenhof, dem prachtvollen Besitzthum der Benediktiner, einem Hause, das aus Häusern besteht und wo es außer einem stark besuchten Gymnasium viele verschiedene Privatwohnungen und zu diesen viele Treppen gibt. Vor derjenigen, die zur Wohnung der Frau von Montandon führte, stand ein geschlossener, prächtiger Wagen, den Genickstein, weil die genaue Kenntniß aller Arten von Fuhrwerk zu den Erfordernissen eines wiener Lebemannes gehörte, als einen Jantschky erkannte, d. h. als eine von einem Lohnfuhrwerker gemiethete Equipage.

Die schöne Frau wohnte etwas hoch, drei Treppen. In Paris legt man ja bei der Wahl einer eleganten Wohnung kein großes Gewicht auf die Zahl der Stockwerke und sie hatte wohl das Gleiche in Wien vorausgesetzt. Oben öffnete ihm ein Stubenmädchen, das gleich damit herausplatzte, die gnädige Frau wolle gerade zur Reichmann fahren und werde sich ungern aufhalten lassen.

Die Reichmann war die bei der noblen Welt beliebteste Besitzerin einer salle pour confections, wo die Damen alles zur Toilette Nöthige und vor

Allem das Ueberflüssige in größter Vollkommenheit vorfanden. Genickstein schickte seine Karte hinein und wurde augenblicklich gebeten, in den Salon zu treten.

Frau von Montandon stand mitten in demselben, im Besuchsanzug, den Hut auf dem Kopfe, hinter ihr, an ihrem Kleide die Falten zurechtlegend, ihre Gesellschafterin, eine ältliche Frau, die niemals sprach, stets besorgt war, ihre Herrin vor Erkältung zu schützen und nur dazu vorhanden zu sein schien, um zu verbergen, daß die schöne Dame keine andere weibliche Anlehnung hatte.

„Sie kommen in Geschäften," rief sie dem Eintretenden entgegen, „das ist sehr gut, sonst wären Sie gar nicht vorgekommen."

„Ich bringe das Verlangte," entgegnete Genickstein, „und würde mich glücklich schätzen, Sie wenigstens so lang aufhalten zu dürfen, als die Formalitäten brauchen, um es zu empfangen!"

„Formalitäten!" rief sie, „ach ja!"

Sie winkte ihm, sich zu setzen und eilte in ein Nebenzimmer. Die Gesellschafterin, die ihr gefolgt war, trat mit ihr wieder heraus, ein Schreibzeug tragend, das sie auf den Tisch stellte, worauf sie diskret verschwand.

Frau von Montandon legte den Kreditbrief vor, den sie aus dem Nebenzimmer geholt hatte, und auf das mitgebrachte Tintenfaß zeigend, sagte sie:

„Sie sehen, daß ich mit solchen Dingen Bescheid weiß, ich muß wohl etwas schreiben und unterschreiben?“

Genickstein las den Kreditbrief, er lautete auf zweitausend Franken.

„Ich bin erfreut, Madame,“ sagte er, „daß Sie heut auf Ihre Karte bloß die Hälfte dieser Summe in Anspruch nehmen, denn dadurch wird mir Gelegenheit werden, mit der andern Hälfte noch einmal bei Ihnen zu erscheinen.“

„Und was werden Sie thun,“ fragte sie lachend, „wenn der Kreditbrief erschöpft sein wird?“

„Die Beantwortung dieser Frage,“ erwiederte er, „soll meinem Wunsche nach nicht mehr eine Geschäftssache sein. Wir wollen also erst diese abthun und dann —“

Er unterbrach sich selbst mit der Frage, ob sie die Summe in österreichischen oder französischen Banknoten wünsche, zählte ihr das Begehrte vor, bat sie, es nachzuzählen, ließ sie den Empfang unterschreiben und — schwieg.

Genickstein war ein erfahrener Mann und ging

auch bei seinen leidenschaftlichen Regungen mit Bedacht zu Werke. Er hatte angedeutet, daß er es nicht beim geschäftlichen Verkehr möchte bewenden lassen, und wenn eine Frau wie diese nicht weiter auf den zarten Hinweis einging, so wußte er, daß er vorläufig nur seine Zeit verlieren würde und nichts Besseres thun könne, als sich zu empfehlen.

Frau von Montandon erhob sich mit der Entschuldigung, daß sie das Geld sogleich verwahren wolle. Er erhob sich natürlich auch und als sie zurückkehrte, nahm sie nicht wieder ihren Platz ein. Der Besucher machte seine erste Abschiedsverbeugung, die Dame aber, ohne mit einer entsprechenden Abschiedsbewegung zu erwiedern, fragte lächelnd:

„Und dann?"

Und als er nicht ohne Absicht schwieg, als ob er sich auf seine eigenen Worte besinnen müßte, setzte sie hinzu:

„Und wenn der Kreditbrief erschöpft sein wird?"

Er verbeugte sich wieder, drückte zärtlich seinen Hut an das Herz und erwiederte:

„Dann würde ich Sie bitten, mir einen Kreditbrief auszustellen, der unerschöpflich wäre."

„Das heißt, ich sollte Ihnen den Kredit, den

Glauben schenken, daß es noch Männer gäbe in dieser Zeit der Kinder, Jünglinge und Greise."

„Der kindischen Greise und der greisenhaften Jünglinge," ergänzte er, „ich bin noch von der alten Schule. Sie lächeln bei dem Wort ‚alt', aber ich versichere Ihnen, Madame, die Zeit ist an meinem Innern spurlos vorüber gegangen."

„An Ihrem Aeußern auch, wie ich sehe," sagte sie mit einem koketten Blick; „aber was nützt das? Ich gebe keinen Kredit mehr. Ich bin der Welt müde geworden, ohne sie eigentlich je genossen zu haben, weil ich die rechte Auffassung des Lebens, wie ich es verstehe, nirgends finden konnte. Ich will mich zurückziehen."

Dabei trat sie an den großen Spiegel heran und machte sich mit der Hand an dem Schirm ihres Hutes zu thun.

„Unmöglich!" sprach Genickstein mit Entschiedenheit; „man kann nicht mit Gefolge sich zurückziehen, und in welche Einsamkeit könnten Sie flüchten, ohne daß eine Welt Ihnen folgte. Anders wäre es, wenn ein starker Arm das Getriebe Ihnen fern hielte, ein Arm, der Sie stützte und schützte, der —"

Sie stand von ihm noch halb abgewendet am Spiegel, was ihm allein ermöglichte, in eine senti-

mentale Tirade zu gerathen, sofern dergleichen seinem Wesen nahe lag und weil er um jeden Preis sprechen wollte. Als sie sich aber plötzlich umdrehte und ihm ihr Antlitz zeigte, aus welchem stets die Malice lachte, auch wenn sie völlig ernsthaft zu sein schien, verstummte er unwillkürlich.

Die Konversation war bisher, wie immer mit ihr, bald deutsch, bald französisch geführt worden, da sie nach momentaner Laune bald in die eine, bald in die andere Sprache verfiel. Mehrere Sprachen waren ihr gleich geläufig, weil sie in vielen Ländern gelebt und überhaupt viel gelebt hatte. Jetzt sagte sie deutsch:

„An einem starken Arm würde es mir gerade nicht fehlen. Ich habe eben jetzt einen Freund, der mich — anbetet."

„Qui vous embête," wagte Genickstein mißzuverstehen: indem er dabei an Hofrath Limbeer dachte.

Sie sagte nicht Nein zu diesem Scherze, sondern fuhr fort:

„Ich habe vor acht Jahren die pariser Julitage, die belgische Revolution mit angesehen und schwärme für Freiheit. Politik interessirt mich zwar ganz und gar nicht, aber Freiheit lieben auch wir

Frauen. Nicht für uns selbst. Ich zum Beispiel bin von unerschütterlicher Treue, wo ich mich einmal anklette. Wir lieben die Freiheit des Mannes, den wir — achten sollen. Er darf nicht gebunden sein an allerlei Zwang und Rücksichten, wenn es gilt, unserer Phantasie Genüge zu thun, der Welt zum Trotz Alles auszuführen, was unserer Imagination gefällt."

Genickstein dachte still bei sich: das will sagen, der Mann, dem sie noch Gehör schenken soll, muß sehr viel Geld haben; nun, wir werden sehen. Und laut sagte er: „Daß es noch Sterbliche gibt, die sich solcher Freiheit rühmen können? Wie viel — Proben bedürfte es, um Sie zu überzeugen?"

Sie runzelte die Stirn. Etwas an diesen Worten oder an dem Ton derselben mißfiel ihr. Offenbar wollte sie ein Gespräch dieses Inhalts jetzt nicht fortsetzen. Sie zog ein Tuch fester an sich, das nach damaliger Mode auf ihren Schultern lag, aber als sie merkte, daß er ihr Mißfallen verstanden hatte, sagte sie freundlich:

„Ich bin wirklich der Welt müde und zum Beweise lasse ich mir täglich von meinem Beichtvater die Süßigkeiten einer gottseligen Zurückgezogenheit predigen."

Er folgte der Richtung ihrer Blicke und wendete sich um. Ihm im Rücken war die Thüre so leise aufgegangen, daß er es nicht vernommen hatte, und an der Schwelle stand ein geistlicher Herr, ein stattlicher Mann, groß und stark, der zum ehrfurchtsvollen Gruß des Bankiers mit niedergeschlagenen Augen lächelte.

Genickstein empfahl sich jetzt rasch und im Hinabgehen über die Treppe dachte er: die Sache ist so weit richtig, daß sie glaubt, mich in Reserve behalten zu können. Qui vivra verra.

Oben fragte indessen der Geistliche, was Genickstein, den er sehr wohl kannte, ohne ihn jemals gesprochen zu haben, mit seinem Erscheinen beabsichtigt haben mochte. Die Antwort, die er empfing, lautete so gewissenhaft wahr, daß sich wohl erkennen ließ, Frau von Montandon wollte jede falsche Deutung des Besuches vermeiden. Eben so offen aber sagte sie:

„Warum kommen Sie jetzt, Herr Kapitular? Mein Wagen wartet und seit einer Stunde bin ich immer auf dem Sprung, fortzufahren.“

Er ließ sich davon nicht abhalten, behaglich Platz zu nehmen, seine Dose zu ziehen, und erst nachdem er sich langsam derselben bedient hatte, zu antworten:

„Gerade weil Sie fort wollen, komme ich.“

Das war ihr genug, um zu wissen, daß es sich nicht um Gleichgültiges handle und um trotz ihrer Ungeduld noch einmal Platz zu nehmen.

„Sie wollen zur Baronin Ambort?“ fuhr er fort, „da will ich Ihnen sagen, daß ich in einer Sache, die sehr mit Ihrem Geschäft bei der Baronin verwandt ist, gestern einen Auftrag des Freiherrn von Rohnhalden vollzogen habe.“

„Wer ist dieser Freiherr?“ fragte sie.

„Nach meiner Ansicht so ziemlich der mächtigste Mann im Staat. Eines der Mitglieder des geheimen Staatsrathes ist sein intimer und dankbarer Freund und würde ihm auf einen Wink gehorchen, wenn sich Rohnhalden in Politik mischte. Unser Erzbischof aber ist nicht minder sein Freund und aus dem ganzen Domkapitel bin ich es, den er wählt, wenn es einen Wunsch des Freundes in geistlichen Sachen gilt.“

Erstaunen faßte die Hörerin dieser Worte, sie rief:

„Und der Hofrath hat mir niemals von diesem Mann gesprochen?“

„Doch! Nur unter anderem Namen.“

„Ah, das ist am Ende Pater Hilarius.“

„So ist es, nur ist er jetzt Abt seines Klosters geworden.“

Frau von Montandon richtete ihre Blicke mit dem Ausdruck lauernder Prüfung auf den Geistlichen, indem sie fragte:

„Glauben Sie, daß dieser Abt von der Geschichte der Ulrike Sombruch unterrichtet sei?“

„Mit keiner Sylbe,“ erwiederte er ruhig, „dessen habe ich mich wohl versichert, obgleich es mir im Grunde gleichgültig sein könnte.“

Sie blieb einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken, ehe sie fragte:

„Und was wollten Sie mir Neues in Bezug auf meinen Gang zur Baronin Ambort mittheilen?“

Er erzählte ihr seinen Besuch bei Scartelli, hob hervor, daß selbst der mächtige Abt in dieser gefährlichen Angelegenheit keine bessere Zuflucht für das Mädchen wüßte als das Kloster, eh' noch der weltliche Arm sich nach der politisch Verdächtigen ausstreckt, und schloß mit den Worten:

„Sie werden nun selbst ermessen, meine Liebe, in wie weit das Eingreifen des Abts in das Schicksal der Italiener unterstützen kann, was Sie der Ambort zu sagen haben. Ob Sie sich auf den

Einfluß des mächtigen Mannes berufen oder verschweigen wollen, daß noch eine Hand thätig ist, Scartelli oder wenigstens seine Enkelin aus der unglücklichen Affäre zu ziehen, ist ganz Ihre Sache."

Frau von Montandon dankte lebhaft für die Mittheilung und erhob sich, der Geistliche schied und so war es ihr endlich vergönnt, mit ihrer Gesellschafterin den harrenden Wagen zu besteigen. Sie fuhren zuerst auf den „Alten Fleischmarkt" zur Reichmann und dann auf die Löwelbastei, wo die Begleiterin geduldig im Wagen blieb, die Rückkehr ihrer Herrin erwartend. —

Schon einen Tag früher hatte Hofrath Limbeer der Baronin einen Besuch abgestattet.

Er brachte ihr nicht nur Briefe aus Paris von der Tochter und dem Schwiegersohn, sondern bildete auch die Eskorte einer gleichzeitig überbrachten Sendung großer Pakete. Sie enthielten pariser Modesachen, wegen ihres Geschmackes und ihrer Neuheit weit kostbarer als wegen ihres nicht bedeutenden materiellen Werthes. Der Toilette einer eleganten Frau konnte nichts willkommener sein. Clarisse, die Tochter der Baronin, benützte die nahen Beziehungen ihres Mannes zur französischen Gesandtschaft in Wien, um jene Dinge

bequem, weil ohne die Kosten und Umstände der Verzollung, schicken zu können.

Hertha von Ambort war entzückt über den freundschaftlichen Besuch des Hofraths. Er war gemüthlich und galant, erinnerte sie an alle ihre früheren Begegnungen mit ihm und legte es ihr völlig in den Mund, ihm vertraulich mitzutheilen, was sie etwa auf dem Herzen hatte.

Sie lachte viel über seine Komplimente und Schmeicheleien und brachte auch ihn zum Lachen.

„Rokoko ist in der Mode," sagte sie, „man liebt jetzt das vorige Jahrhundert so sehr, daß in den Boutiquen die neuesten Waaren künstlich alt gemacht werden. Denken Sie, Herr Hofrath, wie das uns Frauen zugute kommen muß, die wir passé sind und deren Echtheit, aus dem vorigen Jahrhundert zu stammen, man nicht bezweifeln kann."

Nachdem er den Verdacht, aus solcher Ursache ihr zu huldigen, mit einer heitern Bemerkung abgewehrt hatte, faßte sie den Muth zu sagen:

„Apropos! Sie haben mir neulich eine Warnung geschickt wegen des armen Edelmannes und seiner Enkelin aus Südtyrol."

„War der Sombruch also richtig bei Ihnen?"

fragte Limbeer, als ob ihm dieß jetzt erst bekannt würde, „ich hoffe, er hat Sie nicht beleidigt."

„Er ist ein ganz aimabler Mann, der Sombruch; ich hätte mir einen Diener der heiligen Hermandad niemals so umgänglich vorgestellt."

„Das freut mich zu hören; ich liebe es, wenn meine Leute bei ihren Aufträgen Stand und Geschlecht berücksichtigen. Von Sombruch ist das übrigens nicht zu wundern. Er hat eine merkwürdige Erziehung gehabt und genießt eine Protektion, die etwas sagen will. Der Adel steht ihm in Aussicht und er kann es noch einmal sehr weit bringen."

„Aber mich interessirt nur," rief die Baronin, „was Scartelli angeht."

„Ja, weil davon die Rede ist," versetzte der Hofrath, mit schwerem Ernst in der Miene, „so kann ich nur wiederholen, was Ihnen Sombruch gesagt haben wird: Nehmen Sie sich in Acht."

„Ich gestehe Ihnen, Herr Hofrath, daß ich, wo mir fremdes Leid so heftig, so rührend in's Herz schreit, der eigenen Gefahr weniger achte, als ich vielleicht sollte. Ich bin trotz der Warnung wieder bei Scartelli gewesen und habe die unglücklichen Leute beschworen, jede verdächtige Verbin-

dung abzubrechen. Der Alte betheuerte mir, daß er hier keinen andern Zweck verfolge, als die Befreiung seines unschuldig eingekerkerten Sohnes, weil Alles, was in dieser Beziehung in Toskana geschehen soll, zuerst von Wien aus bewirkt werden müsse. Den Alten selbst und nun gar das arme Mädchen trifft wirklich keine Schuld."

„Ja„ wir wissen schon, was wir davon zu halten haben," erwiederte der Hofrath, mit amtlicher Strenge im Gesicht. „Aber," fuhr er mit milderem Ausdruck fort, „sagen Sie mir, Frau Baronin — Sie wissen, ich schätze, ich verehre Sie — sagen Sie mir, nehmen Sie wirklich einen ernsthaften Antheil an dem Schicksal dieser italienischen Edelleute?"

Hertha von Ambort gerieth in erschütternde Bewegung. Sie versicherte, daß kaum ein eigenes Geschick ihr wichtiger sein konnte, daß Cornelia ihr unendlich theuer geworden sei; sie flehte den Hofrath an, von der Verfolgung der Unglücklichen abzulassen; sie weinte heiße Thränen und es hätte wenig gefehlt, so würde sie sich vor dem Mann, der sie schweigend anhörte, auf die Kniee geworfen haben.

Er vernahm den Beweis ihres eifrigen Antheils mit einem Behagen, das er kaum in seinen Zügen

zu verbergen vermochte. Doch stimmte dieser Ausdruck zu der Antwort, die er nach langer Pause ertheilte:

„Sie überschätzen meine Macht, meinen Einfluß. Ich bin nur ein Werkzeug in höheren Händen. Ich thue meine Pflicht, nicht mehr, nicht weniger. Weil ich Ihnen aber gerne dienlich wäre, so will ich Ihnen entre nous bekennen, es gäbe wohl einen Weg — er reicht hoch, sehr hoch hinauf — auf dem zu helfen wäre."

„Zu hoch für Sie, für mich?" fragte die Baronin.

„Die erste Etappe auf diesem Weg ist der französische Gesandte, ein intimer Freund des Grafen Flahault."

„Graf Flahault!" rief sie verwundert und erfreut; „er ist ja ein Verwandter meines Schwiegersohnes, der französische Gesandte ist ja auch Ihr persönlicher Freund."

„Nicht so, wie Sie glauben. Was Ihren Schwiegersohn betrifft, so dürfte weder er, noch der französische Gesandte dem Grafen mit einer solchen Affäre kommen, das wäre das beste Mittel, sie ganz und für immer zu verderben. Graf Flahault liebt nicht den Nepotismus, die Begünstigung der

Verwandten durch politische Vortheile. Ich aber — ich bin nicht einmal von Adel — und Sie wissen, wie wenig alles Andere in's Gewicht fällt."

„Und Niemand sollte für uns erreichbar sein, der mit dieser Sache an den Grafen heranzukommen wüßte?"

„Hm!" sagte der Hofrath nachdenkend, „es trifft sich, daß eine Französin in Wien ist, die der Graf sehr protegirt. Sie hat ein Anliegen bei unserer Regierung und der französische Gesandte will, daß ich in der Geschichte sozusagen ihr Advokat sein soll."

„Wer ist sie? Wie heißt sie?"

„Ich habe sie noch kaum gesprochen. Sie heißt Frau von — ich kann mir den Namen nicht merken —"

Er zog ein Notizbuch hervor, als müßte er bei diesem wirklich erst Hülfe suchen.

„Sie heißt Helene von Montandon. Wenn ich die Proposition des französischen Gesandten annehme, sie bei der Regierung zu vertreten, so wird sie gewissermaßen von mir abhängig. Dann ließe sich ihr wohl eine Richtung geben —"

Er hielt inne.

„Theurer Herr Hofrath, Sie wären zu bewegen?“

„Das heißt, ich — ich kann von der Sache außeramtlich gar nicht sprechen. Das würde meinen Obliegenheiten nur schaden. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich Ihnen die — die Montandon schicke, nachdem ich ihr gesagt habe, wie viel mir daran liegt, daß sie Ihnen gefällig sei. Der mögen Sie dann Ihr Herz ausschütten und sie wird Ihnen sagen, was sie thun kann. Ich aber will von nichts gewußt haben.“

Die Baronin erschöpfte sich in Danksagungen und fragte, wann sie den Besuch der Frau von Montandon hoffen dürfe. Er versprach, sie die Stunde wissen zu lassen und noch an demselben Tage wurde sie in Kenntniß gesetzt, daß sie für den nächsten Tag den Besuch zu erwarten habe.

Als sich am Abend gewohntermaßen Herr von Trogau bei der Baronin einfand — wie viel hatte sie ihm zu berichten! Zuerst zeigte sie ihm die aus Paris empfangenen Putzsachen, die er mit fast weiblichem Verständniß zu schätzen wußte. Einigermaßen gab er sogar der Baronin Recht, als sie klagte, die Dinge, so hübsch an sich, wären doch

nicht gut gewählt, viel zu mädchenhaft und jugendlich, um für sie zu passen.

„Dergleichen," sagte sie, „dürfte sich eine Frau meiner Art nur erlauben, wenn sie wieder Braut würde."

Herr von Trogau seufzte und meinte, es wäre der Mühe werth, um so hübsche Dinge nicht überflüssig zu machen.

Sie lachte hell und laut wie ein Kind und er lachte mit, wurde aber plötzlich sehr ernsthaft, als sie den Namen Montandon aussprach.

„Sie sind schrecklich naiv und unschuldig, liebe Hertha," rief er, nachdem er Alles erfahren hatte; „eine Montandon empfängt man nicht. Wissen Sie auch, wer das eigentlich ist?"

Mit einer leisen Röthe im Gesicht, die auch die des Zornes war, erwiederte die Baronin:

„Ich will nichts wissen. Ich würde das Spital, ich würde das Zuchthaus bei mir empfangen, wenn ein guter Zweck zu erreichen wäre. Wer meine Schwelle übertritt, der kann sie nicht verunreinigen, er wird vielmehr durch sie gereinigt."

Herr von Trogau mußte von anderen Dingen sprechen.

Der Spielprofessor.

Roman von

J. van Dewall.

Zweite Auflage.

8. Eleg. brosch. Preis M. 5. 25 Pf.; fein geb. M. 6. 25 Pf.

Keiner Künstlerhand ist es noch gelungen, auf dem so unwiderstehlich anziehenden Hintergrund eines Spielbades eine so ergreifende, so erschütternde Geschichte vor dem in athemloser Spannung lauschenden Leser vorüberzuführen, wie van Dewall in seinem „Spielprofessor“, einem Roman von bezaubernder Kraft, in dem sich der frische Waldesduft Baden-Badens mit dem giftgeschwängerten Parfüm der Demimonde so eigenthümlich mischt und ein Abgrund von Betrug aller und der raffinirtesten Art vor dem überraschten Auge sich aufthut. Da die Spielbäder in Deutschland nun aufgehoben sind, ist der Roman ein bedeutungsvoller Denkstein dieses reizvollen Kulturübels, und Jeder, der Baden-Baden und seine Welt kennt, wird seine Freude an der photographischen Treue dieser Landschaften und Lebensbilder haben.

Schiffbruch.

Novellen-Cyklus

von

Rudolph Lindau.

8. Eleg. brosch. Preis M. 4. —; fein geb. M. 5. —

Der Novellen-Cyklus, den Rudolph Lindau hier unter dem charakteristischen Titel „Schiffbruch“ veröffentlicht, enthält vier Erzählungen, welche sämmtlich die ausgezeichneten Eigenschaften des Verfassers in glänzender Weise bethätigen. Die Charaktere treten in denselben mit ergreifender Wahrheit hervor; überall in der Zeichnung derselben bekundet sich der ernste, lebenskundige Beobachter; der Styl ist einfach und edel, dem Inhalte der Erzählungen meisterhaft angepaßt. „Schiffbruch“ darf von allen Freunden der guten erzählenden Literatur willkommen geheißen und wird von ihnen mit seltener Befriedigung gelesen werden.
